

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Des Hinkenden Boten Standrede über die Nährstoffe.



Am Herrentischle im Löwen zu Bietigshausen herrschte gehobene Stimmung; der Frau Löwenwirtin hatte der Postboie einen Brief vom Hinkenden aus Lahr gebracht.

Zu dem Briefe, der viele schöne Grüße an die ganze Tischgesellschaft enthielt, teilte der Hinkende mit, daß er nach langer Zeit wieder einmal eine Stand-

rede im Löwen zu halten gedenke und zwar diesmal nicht über den Himmel und die Sterne, sondern über etwas sehr Irdisches, über die Nährstoffe.

Diese frohe Botschaft wurde von der ganzen Tischgesellschaft mit ungeteilter Freude aufgenommen, und namentlich schien Doktor Peter, der Barbier, Oberwasser zu haben.

„Endlich doch wieder eine Gelegenheit, wo man zeigen kann, daß man mehr wie Brot essen kann; man hat ja hier sonst gar keine geistige Anregung,“ — der Bürgermeister und der Ratschreiber stießen sich heimlich an und lächelten, aber Peter fuhr unbeirrt fort: „Höchstens einmal eine kleine Amputation oder Sektion,“ — „Amputation oder Sektion,“ verbesserte der Lehrer — „sonst fehlt auch jede Beschäftigung mit der Anatomie.“

„Aber, Peter,“ nahm der Lehrer das Wort, „der Hinkende will auch gar nicht über Anatomie sprechen,

sondern über die Nährstoffe, das ist das Gebiet der Chemiker“ — „und der Gastwirt,“ gestattete sich der Löwenwirt zu bemerken.

„Das ist gleichviel,“ sagte der Doktor, „ob Anatomie oder Chemie; ich habe mich mit der Chemie gar viel befaßt müssen, denn ich habe, wie Ihr wißt, den alten Bunsen in Heidelberg rasiert, und der hat mir oft gesagt, daß an mir ein Chemiker verloren gegangen ist.“

Man ließ den Doktor reden, und jetzt nahm die Löwenwirtin, unsere wohlbekannte Frau Martin, das Wort: „Ich weiß bloß nicht, was der Hinkende mit den Nährstoffen will, er wird doch nicht unsere Küche schlecht machen wollen.“

Eben ging die Thür auf, der Hinkende trat ein, er hatte die letzten Worte noch gehört: „Nein, gewiß nicht, Frau Martin,“ hub er gleich darauf an, „und zum Beweise dafür stellt mir sofort ein Paar Leberwürste auf den Herd, sie brauchen nicht zu klein zu sein, denn ich habe einen Bärenhunger.“

„Aber nun guten Abend, ihr Freunde, 's ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Gute Schuld, Hinkender,“ riefen alle unisono, „warum kommt Ihr auch gar so selten; wir können schon wieder einmal eine Standrede vertragen, haben lang genug Zeit gehabt, über die letzte nachzudenken.“

„Kinder,“ erwiderte der Hinkende, „wenn man jetzt in den neunziger Jahren, wo das Jahrhundert bald von uns Abschied nimmt, wieder einmal dem kranken Mann in Konstantinopel den Puls fühlen muß, gerade wie vor 20 Jahren, wenn man Engländern und Russen auf die ländergerigen Finger sehen muß, dann vergeht einem manchmal die Lust zu Standreden; aber, was sehe ich, das Herrentischle



Wenn man wieder einmal dem kranken Mann den Puls fühlen muß.

ist freilich vollzählig, aber der Kaktentischle hat seine Physiognomie vollkommen verändert, wo ist denn der Steffe-Marie, wo ist denn der Hans und die Gretel?“

„Der Steffe-Marie ist gestorben,“ erwiderte die Löwenwirtin und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, „den letzten Winter haben sie ihn hinausgetragen, und der Hans hat von einem alten Dheim ein kleines Bauerngütchen geerbt und hat vor vier

Wochen die Gretel geheiratet.“ — „Da werden die beiden wohl zur Zeit gern auf meine Standrede verzichten,“ meinte der Hinkende.

Für Hans und Gretel hatte sich indessen vollwertiger Ersatz gefunden; am Kaktentischle saßen der neue Hausknecht Kaspar und die Magd Liese; auch diese beiden waren nach altem Brauch zur Stand-



rede zugezogen worden; der Hinkende stetzte auf sie zu, um sie zu begrüßen, worauf die Liese, so gut sie konnte, einen Knix machte, der Kaspar aber über und über rot wurde und sich im übrigen ganz schweigsam verhielt.

„Also, Hinkender,“ begann der Bürgermeister, „Ihr wollt uns heute erzählen, was man essen und trinken muß, damit's gut anschlägt.“

„Nun,“ erwiderte der Hinkende, „bei Euch hat's ja auch ohne Standrede angeschlagen, Ihr habt Euch, seit ich Euch nicht gesehen, ein hübsches Bäuchlein zugelegt; und auch Euch, Frau Löwenwirtin, will ich nicht in den Küchenzettel reden oder in den Kochtopf gucken; sondern ich will Euch erzählen, so weit es meine Kenntnisse gestatten, was die Gelehrten, die Chemiker, über die Bestandteile unserer Nahrungsmittel herausgebracht haben, wie sie in unserem Körper wirken und sich ihm anpassen, und wie die Mutter Natur dafür sorgt, daß sie vorderhand nicht ausgehen.“

„Sie werden doch nicht!“ rief fast erschreckt die Löwenwirtin.

„Nein, gute Frau Martin, bis zur nächsten Standrede hält's noch vor und vielleicht noch ein wenig darüber hinaus.“

„Wir alle,“ hub der Hinkende an, „leben von gemischter, tierischer und pflanzlicher Nahrung; wir verschmähen weder ein gut gebratenes Stück Fleisch noch auch den gehörigen Teller voll Gemüse dazu, und Leberlölche mit Spätle gehören sogar zu den Leispeisen des Herrn Peter, soviel ich mich erinnere.“

Peter nickte bestätigend. „Aber die Vegetarianer?“

„Schaltete er ein.“

„Gewiß, die Vegetarianer oder Vegetarier, wie man auch sagt; Ihr wißt, daß es in den Städten absonderliche Käuze giebt, die alle Fleischnahrung verschmähen und nur von Kartoffeln und Gemüse leben; einer hat sich sogar einmal als der beste Käufer gezeigt; als sie einen sogenannten Distanzmarsch von Berlin nach Wien unternahmen, war der Pflanzenmensch immer voran; seine fleischessenden Kameraden trabten im Schweiße ihres Angesichts hinterher.“

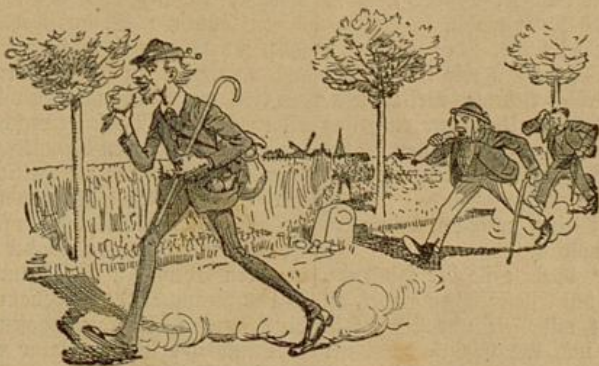
„Also soll man gar das Fleischessen aufstecken und auch so ein Vegetarier werden,“ fragte mit erstauntem Gesicht die Frau Löwenwirtin.

„Das habe ich gar nicht gesagt, Frau Martin, und ist auch gar nicht meine Meinung, wie Ihr an den Leberwürsten sehen könnt, die eben vor mir stehen, und ich bin keiner von denen, die Wasser predigen und Wein trinken, wie manche meiner Herren geheimen Gömmer. Nein, das Beispiel von dem Schnell-

läufer kann keineswegs genügen, um die rein pflanzliche Kost zu empfehlen; man könnte selbstverständlich noch mehr Beispiele anführen, die für die gemischte Kost sprechen. Warum eine solche einseitige pflanzliche Ernährung auch gar nicht zu empfehlen ist, werdet Ihr später selbst sehen aus den Thatfachen, die ich Euch anführen werde.

„Also der Mensch lebt im allgemeinen von gemischter Nahrung, von Tieren und Pflanzen.“

„Die Tiere, die er verzehrt, sind nun allerdings meistens reine Pflanzenfresser, richtige Vegetarianer, so das Rind, die Geiß, das Schwein, auch das Pferd. Auch diesem werden ja jetzt vielfach seine treuen Dienste mit der Abschachtung vergolten; in großen Städten giebt es schon Metzger, die sich nur noch mit dem Schlachten von Rössen beschäftigen; es ist ein billiges Fleisch und soll gar nicht übel schmecken; ich weiß aber, was ich mir für mein Teil vorziehe,“ sagte der Hinkende und schnitt sich ein Stück von der wohlriechenden Leberwurst ab, die vor ihm auf dem Teller lag.



Seine fleischessenden Kameraden trabten im Schweiße ihres Angesichts hinterher.

„Nun giebt es allerdings unter den Tieren, die wir genießen, auch einige, die neben ihrer Pflanzkost auch hie und da ein anderes kleines Tierlein verschmausen, wenn's ihnen gerade in den Weg läuft, wie unser Federvieh; auch die Fische gehören dazu, die fressen sogar ihresgleichen, namentlich die Hechte.“

„Aber die Tiere, die auf besagte Weise gefressen werden, z. B. die

Würmer und Maden, die die Hühner gern picken, nähren sich doch von Pflanzkost, und so führt schließlich der Ursprung aller Nahrung auf die Pflanze zurück.“

„Also muß doch die Pflanze schon alle diejenigen Bestandteile enthalten, die zur Erhaltung des Lebens für Mensch und Tier notwendig sind. Wenn wir also erkannt haben, was in den Pflanzen und besonders in den Nährpflanzen die immer wiederkehrenden Bestandteile sind, so haben wir damit die einzelnen Nährstoffe gefunden, deren auch der Mensch bedarf.“

„Einer der Hauptbestandteile aller Pflanzen ist nun unstreitig das Wasser; ja es ist vielleicht der vornehmste Bestandteil derselben; Ihr müßt's mir nicht übel nehmen, Ratschreiber,“ sagte der Hinkende mit einem Blick auf dessen rote Nase, „denn auch der Ber enthält so gut Wasser wie jeder andere Wein.“

„Da muß ich doch protestieren,“ rief der Löwenwirt etwas erregt — wenn er zornig war, gebrauchte er hie und da ein Fremdwort — „meine Weine sind ungetauft!“

„Nicht doch,“ sagte der Hinkende lachend, „ich habe auch gar nicht behauptet, daß Ihr Wasser dazu



geschüttet habi; ich weiß, daß das glücklicherweise bei Euch nicht Mode ist; aber der Saft, der die Kelter verläßt, besteht doch natürlich zum allergrößten Teil aus Wasser, denn die Beere enthält über 90 Prozent davon, und die Bestandteile, die nachher in Gärung übergehen, und diejenigen, die ihm sein feines Aroma erteilen, — des Löwenwirts Gesicht erhellte sich zusehends — „sind gewaltig in der Minderheit. Alle Pflanzen enthalten also Wasser und außer der Weintraube auch noch viele andere als weitaus größten Bestandteil, so die Gurken, die Kürbisse, der Spargel.“

„Vom Wasser aber kann man nicht leben, nicht wahr, Kaspar?“

Kaspar nickte zustimmend, die erste Anknüpfung näherer Beziehungen zwischen ihm und dem Hintkenden. „Wir müssen die Pflanzen schon noch auf andere wertvollere Bestandteile untersuchen, wenn wir wissen wollen, wie es mit ihnen bestellt ist. Ein richtiges Weizen- oder Roggenkorn ist zunächst in einer Hülle von holzartigem Stoff eingeschlossen, diese Hülle trägt nichts zur Ernährung bei und der Müller weiß sie zu entfernen, wenn er das Korn mahlt.“

„Unter der Hülle aber da sitzt's.“

„Da kommen zunächst — nehmen wir einmal den Weizen — dunkel gefärbte klebrige Bestandteile. Diese sind sehr nährstoffhaltig. Und zwar enthalten sie besonders die wichtigste Klasse von allen Nährstoffen, es ist das eine Reihe von Körpern, die man Eiweißstoffe nennt.“

„Was hat denn der Weizen mit den Eiern zu thun?“ fragte die Löwenwirtin.

„Nun, Frau Martin,“ belehrte sie der Hintkende, „einer der Körper, der zu den Eiweißstoffen gehört, ist eben im Weizen gemengt mit Fett und Wasser in großer Menge enthalten und das Eiweiß hat dieser Klasse von Körpern den Namen gegeben. Sie sind aber nicht nur im Ei, sondern in sehr großen Mengen im Fleisch und in allen nährenden Früchten enthalten; und die Eiweißkörper sind überhaupt die allerwichtigsten von den Nährstoffen; wo diese fehlen, da kann von einem Nahrungsmittel gar nicht mehr die Rede sein.“

„Nun sind natürlich die Chemiker, die ja alles wissen wollen, auch diesen Eiweißstoffen zu Leibe gegangen und haben sie untersucht, und da haben sie denn gefunden . . . nun, Herr Lehrer, Ihr könnt ein wenig mich ablösen und die Eiweißstoffe erklären, ich will ein bißchen verschmausen.“

„Die Eiweißstoffe,“ hub der Lehrer an, „bestehen aus Kohlenstoff oder Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Der Stickstoff ist derjenige Bestandteil, der sie von den andern Nährstoffen, den Fetten und Kohlehydraten, unterscheidet. Von diesen letztern wird Euch der Hintkende gewiß noch heute abend erzählen.“

„Aber, Hintkender,“ unterbrach hier Doktor Peter den Lehrer, „sagt Ihr denn da gar nichts dagegen? In Heidelberg hat man zur Zeit, als ich dort studierte, — „rafierte,“ marf der Ratschreiber ein — „hat man angenommen, daß Stickstoff und Sauerstoff in

der Luft sind und gar noch Kohlenstoff; Ihr werdet uns doch nicht weis machen wollen, daß wir alle von Luft leben und höchstens einmal ein Stücklein Kohle dazu; das ist ja zum Lachen,“ und Peter schlug ein schallendes Gelächter an.

„Nun, Lehrer,“ sagte der Hintkende, „laßt Euch nicht stören und belehrt den Peter nur, Ihr habt ja angefangen.“

„Gewiß besteht die Luft aus Stickstoff und Sauerstoff,“ antwortete der Lehrer, „das hat man nicht nur in Heidelberg zu Eurer Zeit geglaubt, das weiß man in der ganzen Welt, aber wenn die chemischen Grundstoffe, das sind die Stoffe, die man nicht mehr in andere zerlegen kann, und dazu gehören auch Kohle, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, wenn diese Grundstoffe zu chemischen Verbindungen zusammen-treten, so ist diese Vereinigung so eng, die kleinsten Teilchen vermählen sich miteinander, kann man sagen, daß eben Verbindungen zustandekommen, die mit den Grundstoffen, die in ihnen enthalten sind, gar keine Ähnlichkeit mehr haben, und die zahlreichen Verbindungen, die sich aus den nämlichen Grundstoffen bilden können, z. B. aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, sind von den mannigfaltigsten und verschiedensten Eigenschaften.“

„Aus den eben genannten vier Grundstoffen allein bilden sich viele Tausende verschiedener Verbindungen, die teils nur für den Chemiker von Fach Wert haben, teils aber auch in der Heilkunde und vielen Gewerben die nützlichste Verwendung finden.“

„Viele solcher Verbindungen sind künstlich dargestellt worden, viele kommen in der Natur vor und sind von den Chemikern der Natur nachgemacht worden, so das Krapprot, das sogenannte Alizarin, mit dem die Franzosen ihre roten Hosen färben; viele andere aber sind nur in der Natur vorhanden, und es ist den Chemikern nicht gelungen, sie künstlich herzustellen, und zu diesen letzteren gehören auch die Eiweißstoffe, von denen der Hintkende Euch erzählt hat.“

„Also, man kann diese Körper nicht erhalten, indem man einfach Kohle mit Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff mischt?“ fragte der Bürgermeister.

„Nein,“ erwiderte der Hintkende, indem er den Faden wieder aufnahm, „die chemischen Verbindungen entstehen nicht in so einfacher Weise; es giebt der Methoden gar viele und schwierige, die die Chemiker zum Aufbau ihrer Verbindungen anwenden, und sie grübeln täglich über neue nach. Das Eiweiß aber haben sie noch nicht herausgebracht, und das ist vielleicht ganz gut, denn daß unsere Nahrungsmittel gar künstlich in chemischen Fabriken hergestellt werden, davor behüte uns Gott.“

„Ei gewiß behüte er uns,“ rief da der Hansfrieder, „dann würden wir Bauern ja überflüssig und könnten allesamt Fabrikarbeiter werden!“

„Ganz richtig,“ fuhr der Hintkende fort, „obwohl manchen Schwärmergeistern diese Zustände als Ideal vorschweben, so dem französischen Chemiker Berthelot, der im vorigen Jahre sogar Minister des Auswärtigen in Frankreich wurde. Der meinte, in künftiger Zeit



werde es gelungen sein, das Eiweiß künstlich herzustellen, und dann würden alle Nahrungsmittel in Fabriken gemacht; der Ackerbau würde verschwinden und statt gründer Felder würde es nur noch rauchende Fabrikschöte geben. Das aber würde erst das wahre Paradies sein."

"Das glaubt ihm der Teufel!" rief der Hansfrieder unwirsch und erregt.

"Das gäbe einen guten Landwirtschaftsminister für Deutschland, der Berthelot," meinte der Barbier witzig.

"Berthelot," verbesserte der Hintende und fuhr fort:

"Nun, vorläufig ist an die künstliche Herstellung des Eiweißes eben noch nicht zu denken, und wenn das selbst möglich wird, so kommt noch außer der Geschmacksfrage vor allem die Preisfrage.

"Seht einmal, Ihr braucht Euch vor der Prophezeiung des Berthelot noch nicht zu sehr zu fürchten. Ich werde es Euch vorrechnen.

"Mageres Rindfleisch z. B. kostet heutzutage ungefähr 1.20 Mark das Kilo."

"Ja, es sind teure Zeiten," seufzte die Löwenwirtin.

"— und enthält ungefähr 20 Prozent Eiweißkörper, man hat also für eine Mark und zwanzig Pfennige 200 Gramm Eiweiß ohne die Fette u. s. w.

"Wenn man den Preis für diese abrechnet, so kommt also danach das Kilo Eiweiß auf ungefähr 5 Mark.

Das Pflanzeneiweiß ist noch bedeutend billiger. Es müßte also notwendig die

Chemie, wenn sie das Eiweiß darstellt, diese Preise noch unterbieten, und ob hierzu eine erfindliche Methode einfach genug wäre, ist sehr fraglich.

"Also vorläufig keine Besorgnis!

"Wir müssen uns aber jetzt nach den andern nährenden Bestandteilen des Getreides umsehen; wir haben mit dem Eiweiß schon genug Zeit gebraucht. Geht man also weiter in das Innere des Weizenkornes, so wird es weißer, dort sitzt das feine Mehl, woraus die weißen Wecken gebacken werden, und dieses weiße Mehl ist zum größten Teil Stärke. Die Stärke aber kommt vielfach in den Nährpflanzen vor, so bildet sie in der Kartoffel neben dem Wasser, von dem die Kartoffel 70 bis 75 Prozent enthält, den Hauptbestandteil; ebenso enthält der Reis große Mengen Stärke; andere Pflanzen enthalten aber anstatt der Stärke verschiedene Arten von Zucker, so die Zuckerrüben, aus denen er ja auch dargestellt wird.

"Nebenbei gesagt ist der Aufschwung der deutschen

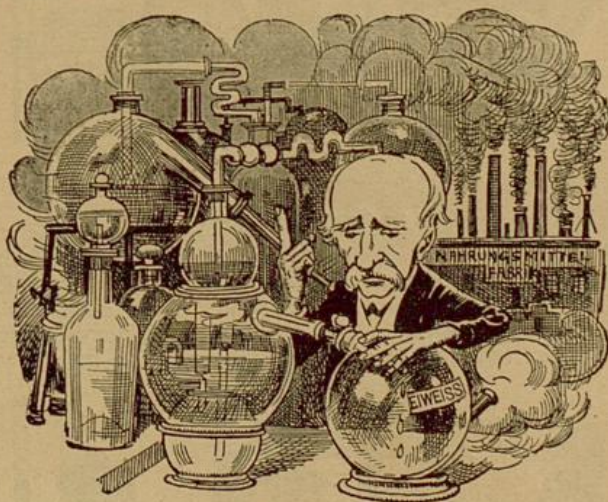
Zuckerindustrie mit in erster Linie dem ersten Napoleon zu verdanken. Durch seine Kontinentalsperre hat er den englischen Kolonien die Einfuhr nach Europa abgeschlossen, so daß man nach Mitteln und Wegen suchte, sich vom Zuckerrohr unabhängig zu machen.

"Nun kommt wieder ein wenig Gelehrsamkeit. Gebt acht: die Körperklasse, zu der Stärke und Zucker gehören, nennt man die Kohlehydrate. Warum? Das wird Euch der Herr Lehrer, der auch sein redlich Teil Chemie auf dem Seminar erlernt hat, gewiß gern auseinandersetzen."

Der Lehrer fühlte sich etwas geschmeichelt, trank dem Hintenden zu und hub an: "Kohlehydrate sind chemische Verbindungen aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff; der Stickstoff fehlt ihnen; das Wort Hydrat kommt aus dem griechischen Hydor, das Wasser, her, weil nämlich diese Körper neben der Kohle den Wasserstoff und Sauerstoff genau in den-

selben Verhältnissen enthalten, in denen diese beiden Grundstoffe das Wasser bilden, oder im Vielfachen dieses Verhältnisses. Wasser ist nämlich eine chemische Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, und man kann sich beide Luftarten daraus darstellen, indem man den elektrischen Strom durch das Wasser leitet.

"Von den Kohlehydraten sind einige schon von den Chemikern künstlich dargestellt worden, aber nicht die wichtigsten, nicht die Stärke und



Berthelot meinte, in künstiger Zeit werde es gelungen sein, das Eiweiß künstlich herzustellen.

nicht der gewöhnliche Zucker.

"Auch die Weintraube enthält Zucker und zwar den sogenannten Traubenzucker, aus dem sich durch Gärung der Alkohol, das Feuer des Weines, entwickelt."

"Manchmal aber wird das Feuer zusammen mit dem Wasser im Keller in den Wein hineingegärt," witzelte der Barbier.

"Nun, diese Kohlehydrate," fuhr der Hintende jetzt fort, "sind eben ein Hauptbestandteil der Nährpflanzen, gegen die der Gehalt an Eiweißstoffen stark zurücktritt. Umgekehrt ist es im Fleisch. Hier bilden die Eiweißstoffe die Hauptsache und die Kohlehydrate treten zurück. Darum muß man, wenn man sich von reiner Pflanzenkost ernähren will, viel größere Mengen an Nahrungsmitteln in sich aufnehmen, als wenn man von gemischter Kost lebt; man muß dann ferner die großen Wassermengen in Kauf nehmen, die die Pflanze enthält, namentlich die Kartoffel, und zu bedauern sind die Armen, bei denen die Kartoffel



und immer wieder die Kartoffel das Hauptgericht bildet am Mittag und am Abend. Im Gefolge der Kartoffel kommt dann der Fusel, den macht man ja auch aus der Kartoffel, der muß dann die matten Glieder für eine Weile wieder anregen.

„Außerdem kommt bei der reinen Pflanzenkost in Betracht, daß die Stärkekörner in Hüllen eingeschlossen sind, die aus hartem Holzstoff, der Cellulose, bestehen; das reißt sich an den Magen- und Darmwänden, ein schwacher Magen kann's auf die Dauer gar nicht aushalten. Und darum haben die Vegetarier nicht recht: Fleisch und Pflanzenkost gemischt, in dem einen fast nur Eiweiß und Fette, in der anderen ganz vorwiegend Kohlehydrate, das muß dem Körper bekommen.

„Und das alles hat der einfache Mensch ohne viel Chemie auch durch seinen bloßen Instinkt herausbekommen, zum Beispiel die Frau Löwenwirtin. Wenn ich mir bei ihr einen saftigen Rindsbraten bestelle, so wird sie mir schon ein paar Köstkartoffeln mitbringen, ich brauche es ihr nicht erst extra zu sagen; sie wird mir auch den Brotkorb vor die Nase setzen, weil sie weiß, so gehört sich's, und sie wird sich gewiß freuen, gehört zu haben, daß die gelehrten Herren durch vieles Arbeiten und Kopfzerbrechen das schließlich auch als richtig erkannt haben.

„Nun giebt es aber noch eine Körperklasse, die zu den Nährstoffen gehört, das sind die Fette; diese sind wieder hauptsächlich im Fleisch enthalten, in der Pflanze auch, aber nicht in so großer Menge, auch sind die Pflanzenfette von etwas anderer Zusammensetzung. „Übrigens auch die Fette bestehen aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff wie die Kohlehydrate, und da seht Ihr, wie recht Euer Lehrer hatte, als er Euch sagte, daß aus denselben Grundstoffen ganz verschiedene Körper zusammengesetzt sein können.“

„Hinkender,“ unterbrach jetzt die Löwenwirtin den Vortrag, „nichts für ungut, aber ich kann's doch nicht recht glauben, daß in unserem schönen Fleisch schwarze Kohle stecken soll, die ist doch zum Heizen da.“ „Frau Martin,“ antwortete der Hinkende, „Ihr seid gewiß eine gute Köchin, und



Im Gefolge der Kartoffel kommt dann der Fusel.

Euch brennt so leicht nichts an; aber denkt Euch, die Piese steht an der Bratpfanne, und Ihr habt gerade ein recht gutes Mittagbrot für Eure Gäste in Vorbereitung, die Piese aber schwärzt und das Fleisch brennt an, wie färbt sich da der Braten?“

„Schwarz,“ antwortete die Löwenwirtin.

„Und nun, da der Braten schon einmal hin ist, laßt Ihr ihn mit Willen noch ein wenig weiter verbrennen, wenn's auch nicht gut riecht, dann habt Ihr die richtige Kohle, die sich an der Oberfläche

des Bratens absetzt, und Ihr könnt auch damit heizen. „Alles, was man organische Materie nennt, also sagen wir einmal alles, was wächst und lebt, enthält Kohle als ersten Grundstoff; man braucht's bloß anzuzünden, dann wird Kohle daraus, z. B. das Holz, und diese Kohle kann doch nicht von außen zugestogen sein, sie muß darin gesteckt haben.“



Die Piese aber schwärzt und das Fleisch brennt an.

Die Frau Martin erklärte sich befriedigt, nur die Piese meinte, der Hinkende könne unbesorgt sein, das käme bei ihr nicht vor, daß der Braten anbrennt. „Es war auch nicht so gemeint,“ erwiderte dieser, „es war nur so eine Annahme der Wissenschaft halber.“ Mit dieser Erklärung war nun auch die Piese vollauf befriedigt.

Der Hinkende fuhr nun fort: „Wir müssen nun aber unserem Weizenkorn oder welche Pflanze Ihr sonst dafür nehmen wollt, noch weiter zu Leibe gehen, denn noch steckt manches darin, was auch zur richtigen Ernährung gehört.

„Um diese Stoffe zu erhalten, müssen wir unser



Weizenkorn, oder nehmen wir, damit es besser schafft, lieber gleich einen ganzen Haufen Weizenkörner, verbrennen.

„Wir machen also ein Feuer darunter an und ruhen nicht eher, bis auch das letzte Stückchen Kohle verbrannt ist. Dann bleibt uns, wie Ihr schon wißt, die Asche zurück, die nicht verbrennt.“

„Alle organischen Bestandteile sind fort, das Eiweiß, die Kohlehydrate, die Fette, und es bleiben nur die unverbrennlichen Bestandteile. Diese unverbrennlichen Bestandteile wollen wir nun einmal chemisch untersuchen, aber nach einer sehr einfachen Methode, wir kochen einfach daran; sie schmecken salzig. Und aus Salzen besteht auch die Asche und zwar weniger aus dem gewöhnlichen Kochsalz als aus andern Salzen, namentlich aber aus der sogenannten Pottasche, die die Chemiker kohlen-saures Kali nennen. Diese Salze nennt man anorganische Körper im Gegensatz zu den organischen, welche Kohle enthalten und verbrennlich sind.“

„Da nun die Tiere von den Pflanzen leben, so enthält also auch das Fleisch und Blut der Tiere Salze, namentlich aber in den Knochen bilden sie den Hauptbestandteil.“

„Wenn wir ein Stück Fleisch verbrennen, so behalten wir ebenfalls einen unverbrennlichen Rückstand von Salzen als Asche zurück.“

„Selbstverständlich enthalten auch Fleisch und Blut des Menschen derartige Salze, und deshalb müssen diese in seiner Nahrung enthalten sein.“

„Von der Asche unseres Blutes z. B. bildet das gewöhnliche Kochsalz, das von den Chemikern Chlor-natrium genannt wird, weil es aus Chlor und Natrium zusammengesetzt ist, allein über die Hälfte.“

„Dieses muß also unserem Körper zugeführt werden, damit das Blut seinen Gehalt an Kochsalz immer aufrecht erhalten kann. Da nun die meisten unserer Speisen von Natur nicht genügend Kochsalz enthalten, so setzen wir denselben Salz zu, manchmal auch ein bißchen zu viel, nicht wahr, Frau Löwent-wirtin? und dann giebt es saure Gesichter und salzige Vorwürfe.“

„Die Forscher wollen aber jeder Sache auf den Grund gehen, und neugierig, wie sie sind, wollten sie einmal durch den Versuch feststellen, ob man auch von Nahrungsmitteln leben könnte, die nur Eiweiß-stoffe, Kohlehydrate, Fette und Wasser, aber keine Salze enthielten.“

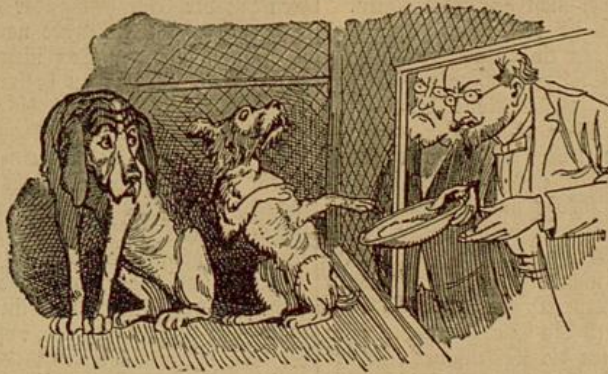
„Sie haben also Fütterungsversuche gemacht mit reinem Eiweiß, dann mit Eiweiß und Stärke gemischt, sie haben schließlich auch noch Fette zugegeben,

Wasser war immer dabei; das heißt, diese Versuche haben sie nicht etwa an Menschen gemacht, die hätten sich das nicht gern gefallen lassen trotz der verlockenden Aussicht, Märtyrer der Wissenschaft zu werden, aber an Tieren.“

„Bei diesen Versuchen starben die so behandelten Tiere alle den Hungertod; nach wenigen Tagen war selbst der quälendste Hunger nicht mehr vermögend, diese Tiere dahin zu bringen, die vorgelegte Speise zu fressen; denn die gewonnene Erfahrung sagte den Tieren, daß die Aufnahme dieser Nahrungsstoffe für ihre Ernährung ebenso gleichgültig sei, als ob sie Steine genössen.“

„Nun wollen wir einmal die Nährstoffe, die wir zum Leben brauchen, noch einmal aufzählen, damit wir's auch behalten, es sind fünf Klassen.“

„Peter, wißt Ihr sie noch?“  
„Das Weiße!“  
„Nicht das Weiße, sondern das Eiweiß, Ihr Hauptchemiker!“



Der quälendste Hunger vermochte die Tiere nicht dahin zu bringen, die vorgelegte Speise zu fressen.

„Der Kohlen-draht,“ rief der plötzlich lebhaft gewordene Kaspar.

„Die Kohlehy-drate,“ verbesserte der Hintende, „wozu Stärke und Zucker gehören, dann die Fette, die Salze und das Wasser.“

„Nun könnte ich Euch noch mancherlei von den Nährstoffen und den Nahrungsmitteln erzählen, aber es wird spät.“

„Ich will Euch also nur noch einen Blick in das Haushaltungsbuch der Mutter Natur thun lassen, damit Ihr seht, daß sie eine gute Hausfrau und Wirtschaftlerin ist, gerade wie die Frau Martin, und nichts verthut.“

„Sehen wir uns noch einmal die Pflanze an. Was muß sie alles herbeischaffen, um ihre Pflicht zu thun. Erstens Wasser, dann die Salze und endlich, um das Eiweiß, die Kohlehydrate und die Fette zu bilden, noch Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Kohle.“

„Nun weiß man aber, daß die Pflanze alle diese Stoffe aus dem Boden bezieht, auf dem sie wächst, mit Ausnahme des Kohlenstoffs, den nimmt sie nicht daher.“

„Um dieses zu beweisen, hat man Pflanzen in sogenannten Nährlösungen gezüchtet, die außer Wasser nichts enthielten als einige Salze, unter denen auch ein stickstoffhaltiges dabei war, zum Beispiel der Salpeter.“

„Und siehe, die Pflanzen wuchsen und gediehen auf diesem bescheidenen Boden.“

„Kohle war in den Nährlösungen nicht darin, auch keine Verbindung, die Kohle enthält; es bleibt also nur übrig, zu schließen, daß der Kohlenstoff von der Pflanze aus der Luft bezogen wird.“



„Um den aber der Pflanze zu verschaffen, dafür hat wieder Mensch und Tier zu sorgen.

„Die Tiere (wenn ich Tiere sage, so meine ich den Menschen mit, denn der Mensch ist das erste Vieh, wenn's auch manche Leute nicht glauben wollen), die Tiere also atmen Luft ein, und der Sauerstoff der Luft verbrennt einen Teil der eingenommenen Speisen; es ist dies eine langsame Verbrennung, aber Wärme entsteht auch dabei, es ist die Körperwärme; aus dem Kohlenstoff der Nahrungsmittel wird Kohlenäure, eine Lustart, welche durch Vereinigung von Kohle und Sauerstoff, durch Verbrennen von Kohle entsteht.

„Die ausgeatmete Luft ist daher ziemlich reich an Kohlenäure; sie enthält über 4 Prozent davon, während die eingeatmete Luft nur ein paar hundertstel Prozent davon enthält.

„Dieses Abfallprodukt der Tierwelt nimmt nun die Pflanze begierig auf und verarbeitet den Kohlenstoff der Kohlenäure zu Eiweißstoffen und Kohlehydraten, zum Teil auch zu Fetten; die Pflanze kann's, die Chemiker haben's noch nicht herausbekommen.

„So ein Pflanzenleib ist ein kleines chemisches Laboratorium, wo aus den einfachsten Körpern die verwickeltesten chemischen Stoffverbindungen hergestellt werden. Nun sehen wir, welche Rolle die Pflanze in der Welt spielt.

„Wenn es keine gäbe, hätten wir natürlich nichts zu essen, aber gesetzt einmal, unser Freund und Kollege, der Planet Mars schicke uns Nahrungsmittel herüber, so könnte uns das auch nichts nützen. Wir könnten es vor lauter Kohlenäure, die keine Verwendung finden würde, nicht aushalten und müßten elendiglich im eigenen Atem ersticken.

„Nicht besser erginge es den Pflanzen, wenn keine Tiere da wären, die ihnen die Kohlenäure liefern.

„Der Chemiker Liebig hat berechnet: Wäre die ganze Oberfläche der Erde eine Wiese, von der jährlich auf ein Hektar 100 Zentner Heu geerntet werden könnten, so würde in 21 bis 22 Jahren die ganze Atmosphäre aller darin enthaltenen Kohlenäure durch die Wiesenpflanzen beraubt sein und alles Leben hätte damit ein Ende.

„Die Luft würde aufhören, für die Pflanzen fruchtbar zu sein und der Untergang des Pflanzenreiches zöge alsdann wieder unsehbar den Untergang des Tierreiches nach sich.“

„So aber, nun habt Ihr für heute genug gehört.“

„Vielen Dank, Hinkender, kommt bald einmal wieder,“ rief der Lehrer; „vielen Dank,“ wiederholten die andern.

„Auf Wiedersehen, Frau Löwenwirtin, Gott befohlen, Herr Martin, lebt wohl, ihr Herren!“

Und damit verließ der Hinkende die gemütliche Gaststube.

### Wann beginnt das 20. Jahrhundert?

So fragt wohl mancher, der das neue Jahrhundert gern erleben möchte. Der Hinkende, der mit dabei war, als das gegenwärtige geboren wurde, kann ihm darüber klaren Bescheid geben.

Es giebt zwei Arten, die Rangordnung eines Gegenstandes in einer Reihe zu bezeichnen. Die erste, zugleich die älteste, ist die Bezeichnung mit der sogenannten Ordnungszahl: der erste, der zweite u. s. w. Die zweite, neuere, zeigt den Abstand von einem Anfang an. Diese beiden Bezeichnungen geben eine um ein verschiedenes Zahl, die erste beginnt die Zahlen mit 1, die zweite mit 0. So z. B. sagt nach der alten Zählungsart die Bibel, Christus sei am 3. Tage auferstanden, nachdem er am 1. gestorben war; heute würde man sagen, er sei nach 2 Tagen auferstanden. Im Kalender ist der 13. Januar als der 20. Tag nach Weihnacht bezeichnet, wobei Weihnacht selbst als 1. Tag gerechnet ist. Wir sagen heute noch nach der alten Zählungsweise, wobei der heutige Tag als erster mitgezählt wurde: in 8 Tagen, während wir nur 7 Tage meinen, nämlich ohne den heutigen. Die Zeitrechnung geschah überhaupt vor alters durchgängig mit den Ordnungszahlen, das Jahr begann mit dem 1. Tag, der Tag mit der ersten Stunde. Erst seit der Einführung der Schlaguhren kam der Gebrauch auf, die Stunde nach der zweiten Art zu zählen und also den Tag nicht mit der 1. Stunde, sondern mit 0 Uhr zu beginnen. In der Stadt Basel blieb indessen noch bis zum Jahre 1798 die alte Zählungsweise im Gebrauch, so daß ihre Uhren denen der übrigen Welt um eine Stunde vorangingen, indem es um Mitternacht eins d. h. die 1. Stunde schlug. Seit jener Zeit hat man nun in der Zeitrechnung zwei verschiedene Zählungsweisen nebeneinander, nämlich die alte bei der Bezeichnung der Monate und Tage, und die neue bei der Bezeichnung der Stunden, Minuten und Sekunden. Das Jahr beginnt mit dem ersten Januar, dagegen der Tag mit null Uhr.

Die beiden Zählungsweisen werden oft miteinander verwechselt, und daher rührt manches Mißverständnis, so auch der Streit über den Anfang eines Jahrhunderts. Die Jahrzahlen sind nämlich Ordnungszahlen nach der alten Zählungsweise. Die Bezeichnung des gegenwärtigen Jahres als Jahr 1897 ist lediglich eine abgekürzte Redeweise und bedeutet nicht: seit der Geburt Christi sind 1897 Jahre verflossen, sondern: das Jahr ist das 1897ste der Geburt Christi, das Geburtsjahr Christi als erstes oder als das Jahr 1 gerechnet. Auf lateinisch sagt man in der That: das 1897ste Jahr, und im Kalender der Juden auf Seite 2 steht auch richtig: das 5657ste Jahr der Welt. Demnach begreift das erste Jahrhundert die Jahre 1 bis 100, das zweite die Jahre 101 bis 200 u. s. w., das neunzehnte die Jahre 1801 bis 1900, und das zwanzigste die Jahre 1901 bis 2000. Nicht am Anfang, sondern erst am Ende des Jahres 1900 sind seit Christi Geburt 1900 Jahre verflossen. Das Jahr 1900 gehört also noch zum 19. Jahrhundert und das 20. beginnt erst am 1. Januar 1901. Bis dahin wolle sich der geneigte Leser in Geduld fassen, wozu ihm der Hinkende gute und gesunde Tage wünscht.

melpu  
beistri  
der n  
ten E  
nehm  
Meiser  
opfern  
gunge  
sich i  
bequei  
schimm  
rigen  
gewan  
datsch  
palter  
Tirole  
Des  
Colico  
Joch-  
Biegel





## Der Gamschnitzer.

Preiszerählung von Irma v. Troll-Borostyáni.

durchaus für zweispännige Wagen fahrbar. In den weichgepolsterten Sitzen der von kräftigen Gebirgs- pferden gezogenen bequemen Wagen hingelagert, kann man diese in unzähligen Windungen gleich einem ungeheuren Terrassenturm an den schie- ferigen Steilwänden sich hinaufziehende Straße hinauffahren und mühelos die herausstehenden Naturbilder der unbeschreiblich großartigen Um- gebung genießen, die sich hier in der giganti- schen Eis- und Firnswelt dem staunenden Blicke darbieten. Und so geschieht es nicht selten, daß man hier oben auf der Paßhöhe des Stülfer Jochs, wo selbst im Juli noch zwei Meter tiefer Schnee zu beiden Seiten der Straße lagert und von den Dächern der Galerien lange Eiszapfen herabhängen, zwischen den mit Loden- joppe und schwarzledernen Kniehosens angethanen Hochtouristen Reisende in elegantem Prome- nadekostüm neben ihren Wagen einhertrippeln sieht, deren Seidenkleider, Salonröcke und Lact- stiefeletten sich gar kurios ausnehmen inmitten der titanischen Großartigkeit erhabenster Natur- gewalt, inmitten der kahlen Felswände und gähnenden Schluchten, der eisumpanzerten Berg- kolosse mit ihren in blendender, funkelnder Pracht zum azurblauen Äther sich empor schwingenden glänzenden Silbergipfeln.

Noch breitete sich der warme Strahl der Nach- mittagssonne eines der letzten Augusttage goldig über das Hochthal von Trafoi, als ein in der landes- üblichen Tracht des Tiroler Bauers gekleideter, etwa dreißigjähriger, schlank und doch kräftig gebauter, hübscher junger Mann, einen Rucksack über den Schultern, von einem der kleinen, schmucklos, aber sauber und reinlich gehaltenen Häuschen des Dorfes auf den Gasthof zur „Post“ zuschritt.

Der Wirt, der unter der Eingangstür stand und ihn kommen sah, rief ihm ein freundliches „Grüß Gott!“ entgegen.

„Das trifft sich ja gut, daß d' g'rad des Wegs bist,“ sagte er. „G'rad hab' i zu dir hinüber schiden wollen, damit du was von deine Sacherln herbringst. Ich hab' all's schon verkauft, was ich von dir g'habt hab' und die Gaststub'n ist voller Passagier, die alle von deine Gamsln und Hirschln was kaufen wollen. 's ziemt schier, <sup>1)</sup> daß d' schon a berühmter Künstler word'n bist mit deine Schnitzereien.“

Der andere lächelte. „So, so,“ sagte er, „also giebt's was zum Handeln . . . aber für a Bergtour is nix los, wie 's scheint?“

„Gar nix,“ bestätigte der Wirt. „Es sein lauter bequeme Stadtleut, die übers Joch nur so übr'i fahr'n, damit sie sich nit z'strapazieren brauchen und doch daheim was erzählen können von die schönen Berg' im Land Tirol. Heraufg'fahr'n sind's alle kommen. Mir scheint, alle Wagen, die drunt' in Meran und in Bormio-Bad zu haben waren, sind jetzt da bei einander. Die Wagenverleiher machen a gut's G'schäft,

<sup>1)</sup> Es scheint beinahe.



as größte unter den wenigen Häusern des in herrlichster Gebirgswelt 1550 Meter hoch gelegenen Tirolerdör- chens Trafoi ist der Gasthof zur „Post“, dessen Aus- sichtsterrasse bei schönem Sommer- wetter den Sam-

melpunkt zahlreicher, aus aller Herren Länder her- beiströmender Touristen bildet. Und zwar nicht nur der mit Alpenstock, Eispickel und Steigeisen bewehr- ten Hochtouristen, der „Jochhüpfen“ und „Spitzen- nehmer“, sondern auch der Bequemlichkeit liebenden Reisenden, die den Naturgenuß zwar mit Geld- opfern, nicht aber mit Entbehrungen und Anstren- gungen aller Art erkaufen mögen und die, ohne sich irgendwelche Strapazen aufbürden zu müssen, in bequemen Wagen hierher gelangen bis an die weiß- schimmernden Gletscher der hochaufragenden, gewal- tigen Bergesriesen, des in seinem Eis- und Schnee- gewande blühenden Monte Zebru, des finsternen Ma- datzsch mit seinen gefährlichen, tiefgeküsteten Gletscher- palten und des grandiosen Ortler, des Königs der Tiroler Alpen.

Demn die von Landeck durch das Trafoierthal nach Colico am Comersee führende berühmte Stülfer Joch-Straße, die bis 2760 Meter über dem Meeres- spiegel ansteigende höchste Kunststraße in Europa, ist



und wir Wirtseut' können uns auch nit beklagen, aber für euch Bergführer giebt's heut nir zu thun, trotz dem schönen Wetter."

Franz Plattner — mehr als „der Gamschnitzer“ als unter seinem bürgerlichen Namen bekannt — war nicht nur ein sehr geschickter Holzschnitzer, dessen mit kundiger Hand und künstlerischem Verständnis verfertigten Arbeiten reizenden Absatz fanden und seinen Ruf weit und breit in die Ferne trugen, sondern auch einer der beliebtesten und tüchtigsten Bergführer der Umgegend. War er während der hier im Hochgebirge für die Bergtouristen neun Monate dauernden „toten Saison“ mit emsigem Fleiß seiner Schnitzarbeit obgelegen, so pochte sein Herz freudig auf, wenn die unter dem warmen Atem des Sciroccos donnend zu Thal stürzenden Schneelawinen den Frühling ankündigten und das Nahen des Hochsommers, wo sein Bergführeramt ihn wieder über schwindelnde Felsenpfade, über glitzernde Schneefelder, an gähnenden Abgründen vorüber hinaufführte in die erhabene Majestät eisgekrönter Bergeshäupter. Denn an den Bergen hing sein Herz, und seinem Verufe oblag er nicht nur, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, sondern aus Liebe.

„s is nur g'rad schad', daß 's auf'n Ortler und auf die Königspitze nit auch an Eisenbahn bauen können, wie's in der Schweiz eine auf'n Pilatus gebaut hab'n und jetzt gar auch noch auf die Jungfrau bauen wollen,“ sprach er spöttisch. „Da möcht's gleich wimmeln von die feinen Stadtleut' droben auf der Höh'. Aber aufzusteigen trauen sie sich halt nit, weil's ihnen gar zu strapazierlich is.“

Der Wirt lachte. „Ja, du hast leicht reden, dir is kein Berg zu hoch und kein Abgrund zu schwindelig. Aber schau dir's nur an nach der Reih', die heraufgefahren sein. Wie sollten's denn aufkommen auf den Berg mit ihre dünnen Säbelbaner? Und z'erst müßt' man sie aa no auf a Pfand legen und ihren Speck auslassen, damit sie's verschmausen könnten. Übrigens was du da sagst von einer Eisenbahn. Recht hast. Es is richtig schad', daß man auf'n Ortler keine aufbauen kann. So viele Stadtleut' kämen daher, daß i da statt mein Wirtshäusl a großes Hotel bauen könnt' und in a paar Jaheln wär' i a steinreicher Mann.“

Der Wirt lachte, der Gamschnitzer aber ärgerte sich. „A was,“ brummte er. „Auf die Berg' gehören keine Eisenbahnen. Die Berg' sein nit auf der Welt für die dicken, krummbeinigen Faulenzer. Wer nit hinaufsteigen kann, soll herunten bleiben, damit er die schöne Gotteswelt da droben nit verschandelt mit seiner Gegenwart.“

Mit diesen Worten trat er in die neben dem großen, für die „Herrenleut“ bestimmten Speiseaal gelegene, von den Einheimischen benutzte kleinere Gaststube, legte den Rucksack ab und fing an, seine in demselben mitgebrachten, fein säuberlich in Papier und Baumwolle gewickelten Schnitzarbeiten herauszuholen.

Der Wirt aber hatte sich zu seinen Gästen im

Speiseaal begeben und berichtete ihnen, daß der Gamschnitzer soeben selbst gekommen sei und daß, wer von seinen Sachen etwas kaufen wolle, die Gelegenheit habe, reiche Auswahl zu treffen. Die Reisenden ließen sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war Plattner von eleganten Herren und Damen umringt, die unter seinen hübschen Säckelchen umherstöberten und sich beeilten, etwas ihnen Passendes auszuwählen. Pfeifenköpfe und Cigarrenspitzen, Nabelbüchsen und Schreibzeuge, Federnhalter und Feuerzeuge und dergleichen mehr, alles mit zierlich geschnitzten Gamsen, Hirschen, Rehen, Pferden und Hunden, oder auch mit langbärtigen Gnomen und schmucken Jägerleuten, Flinte und Jagdtasche über dem Rücken, geschmückt, gab es da in Hülle und Fülle. Das Schönste aber waren die zarten, leichtfüßigen Gamslein, für deren meisterhafte Miniaturdarstellung Franz Plattner der Beiname „der Gamschnitzer“ gegeben worden war.

Nu weniger als einer Viertelstunde war sein Rucksack geleert und dafür ein rundes Sümmchen Geld in seine Börse gewandert.

„He, Franzl, i mein', du kannst zufrieden sein mit deiner Lösung,“<sup>1)</sup> sagte der Förster zu diesem, sein Gespräch mit dem jungen Kuraten unterbrechend.

Der Gamschnitzer hatte an einem kleinen Tische in der Ecke der Stube Platz genommen und sich ein Glas Wein geben lassen.

„Z'frieden? Na ja, i muß wohl z'frieden sein,“ antwortete er. „Die Schnitzerei is ja mein Verdienst, und i könnt' ja nit leben, wenn mir die Stadtleut' nit abtaufen wollten. Aber ärgern thut's mi deswegen do, daß i ansteh' auf ihre Gnaden.“

„Oho,“ lachte der Kurat dazwischen. „Warum denn gar so stolz, Franzl? Die Stadtleut' sind ja auch keine schlechteren Menschen, wie wir Gebirger. Der liebe Gott weist jedem seinen Platz an in der Welt, und wenn die Reichen die Arbeit des Armen bezahlen, so ist es keine Schande für diesen, für seine ehrliche Arbeit Geld zu nehmen, und von einer Gnade, die ihm erwiesen wird, kann nicht die Rede sein.“

„Das sag' i halt aa,“ warf der Wirt ein, beiseite wieder in die Stube getreten war und die letzten Worte des geistlichen Herrn gehört hatte. „Des G'schimpfert auf die Stadtleut' hat gar kein Sinn. Wir alle leben von ihnen. Das Geld, das sie dalassen während der paar Sommermonate, wo sie herkommen, um sich unsere schöne Gegend anzuschauen, reicht für uns fürs ganze Jahr aus. Und wenn's ihnen nit g'fällig wär', herzukommen, so könnten wir Hunger leiden. Denn das Errägnis der Erde in unseren rauhen Hochthälern is nit so groß, daß wir davon leben könnten.“

„Was du da sagst, Postwirt, das hat seine Richtigkeit,“ antwortete Plattner, während er seine frischgestopfte Pfeife in Brand steckte. „Dagegen kann i nit sagen, das lass' i mir aber do nit nehmen, daß

<sup>1)</sup> Einnahme.



für uns d' Stadtleut' aa ein Unglück sind. Wenn all's blieben wär', wie's früher g'wesen is, wenn sie nit herkommen wär'n mit ihrem Geslunker von Reichtum und Eleganz, so wär'n wir auch mit dem wenigen, was wir früher g'habt hab'n, z'frieden geblieben. Unsere Großeltern hab'n aa nit Hunger leiden müssen, obwohl sie nix g'habt hab'n, als was unser Herrgott wachsen laßt. Aber die reichen Stadtleut', von denen 's jezt in unsern Bergen nur so umeinander wurlt, haben uns allen die Köp' verdreht. Jezt wollen alle es besser hab'n, als wie sie's früher g'habt hab'n, mit nix san's mehr z'frieden, und weil die Fremden, die da zu uns herkommen, reiche Leut' sein, so glauben die teppeten Gebirger, in die großen Städte, da liegen die Millionen nur so auf'n Pflaster und man braucht sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Und da verlassen sie ihre schöne Heimat, weil's da arbeiten müssen, und rennen in die Großstädt', weil's glauben, dort fliegen ihnen die gebratenen Tauben nur so ins Maul — und 's Unglück is fertig."

Der Kurat schüttelte lächelnd den Kopf. Der Förster machte ihm ein verstohlenes Zeichen, keine Antwort zu geben, aber er verstand den Wink nicht und glaubte, den Gamschneider eines besseren belehren zu müssen.

"Nein, mein Lieber," sprach er, "da befindest du dich doch in einem gewaltigen Irrtum. Die Fremden bringen euch keinen Schaden, sondern nur Vorteil ins Land. Der Postwirt hat dies soeben ganz richtig auseinandergesetzt. Wenn es aber unter uns Leute giebt, die mit dem Lose nicht zufrieden, das Gott in seiner Güte ihnen beschieden hat und das gerade jezt, seitdem der starke Fremdenzug den Einheimischen viel größere Einnahmen bringt, ein viel besseres Los ist, als es früher war, — wenn, sage ich, es Leute giebt, die hiemit noch nicht zufrieden, in die Städte auszuwandern, weil sie die Arbeit verabscheuen und dort ein sündiges Müßiggängerleben führen wollen, so ist es nur eine gerechte Strafe des Himmels, wenn sie dadurch ins Unglück geraten. Und du thust sehr unrecht, für ein solches Unglück, das sie sich selbst verdient haben, die Stadtleute anzuklagen."

Der Kurat hatte mit eindringlich mahnendem Predigerton gesprochen und er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelungen sei, den Gamschneider von der Irrtümlichkeit seiner Anschauungen zu überzeugen. Um so größer war seine Überraschung, als er die seltsame Wirkung seiner Worte wahrnahm.

Plattner war totenbleich geworden und ein Blick wilden Schmerzes und Jornes blickte aus seinem schwarzen Auge auf den jungen Priester hinüber.

"Was?!" rief er. "Selber schuld sollen's sein an ihrem Unglück? — Ja, freilich san's selber schuld dran, wenn sie si' einbilden, daß 's in der Stadt leichter is, a gutgezahlte Arbeit zu finden, als bei uns auf'n Land. Aber das is an Irrtum, der kein' Sünd' is. Wenn sie aber dann in der Stadt arbeiten als wie die Köffer und sich abrauern für an Bissen

Brot und für a stinkigs Loch, in dem's wohnen müssen, in dem uns a Hund erbarmet, wenn er drinhocken müßt', und wenn das all's umsonst is und sie do z'Grund gehen müssen in Schand und Glend, da sollen's selber schuld sein dran? Na, Herr Kurat, das werden's mir nit einreden. Und wenn unser Herrgott selber absteiget vom Himmel und sager, daß Sie recht hab'n, i glaubet's do nit."

Der Kurat hatte bei dem plötzlichen Ausbrausen des Gamschneiders erst ganz verdunst vor sich hingeschaut, bei dessen letzten Worten aber erhob er sich von seinem Sitze, und den Arm, wie zur Abwehr, hoch hebend, fiel er mit ernstem Tone ein: "Bedenke, was du sprichst, Franz! Das ist Gotteslästerung, was du da redest!"

Jetzt war auch Plattner aufgestanden. Er warf das Geld für seine kleine Zechen auf den Tisch neben dem geleerten Glase und ganz nahe vor den geistlichen Herrn hintretend, antwortete er mit bebender Stimme: "Ich weiß ganz gut, was ich rede, hochwürdiger Herr. Und Gotteslästerung is 's keine. Unser Herrgott is mir beig'standen, daß i die schwersten Stunden meines Lebens als ein rechtschaffener Mensch ertragen hab' und nit hingangen bin, den Kerl, der die Meinigen ins Unglück g'bracht hat, mit meinen Fäusten zu erschlagen, wie er's nit besser verdient hätt'. Sie sind aber noch jung, Herr Kurat, und wissen nit, wie's drauß' in der Welt zugeht. Und darum glauben Sie, daß wenn a Mensch ins Glend kommt, daß 's sein eigene Schuld is."

Nach diesen Worten küßte er grüßend seinen Hut und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer. Der Kurat blickte ihm betroffen nach, dann auf den Förster, der während des Wortwechsels sich begnügt hatte, dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife vor sich hinzublafen.

"Ja, ja, der Franzl," brummte er jezt zwischen den Zähnen. "Wenn man auf das Kapitel z'redn kommt, dann wird er rabiat. Man kann's ihm aa freilich nit übernehmen, nach dem, was er erlebt hat. Nit wahr, Postwirt?"

Der Wirt nickte. Eine Antwort zu geben, hatte er aber keine Zeit, denn er wurde von seiner Tochter, die die Fremden im Speisesaal bediente, abgerufen.

"Er is a kreuzbraver Kerl, der Plattner," fuhr der Förster fort, indem er sich sein Glas aufs neue füllte. "Aber von die G'schicht'n darf man nit red' sonst wird er wild."

"Es thut mir leid, ihm wehe gethan zu haben," sagte der Kurat mit mildem Tone. "Aber ich weiß ja von nichts."

Der Kurat war fremd hier, er war zum erstenmal in Trafoi.

Alljährlich zur Sommerszeit werden große Wallfahrten nach den etwa eine Wegstunde von Trafoi entfernt, in großartigster Umgebung zwischen einer kahlen, schwarzen Felswand des gewaltigen Mabatst und der Trafoier Eiswand gelegenen "Heiligen drei Brunnen" abgehalten. Unter einer Holzbedachung stehen da drei Bildsäulen, Christus, Maria und Jo-



Hannes darstellend, aus deren Brust das sehr kalte „Heilige Wasser“ sich ergießt. Nebenan eine Kapelle und ein Haus, in welchem zur Wallfahrtszeit gewirtet wird. Gegenüber erhebt sich fast senkrecht der majestätische Madatsch, aus dessen schroff abfallender Kalkfelswand zwei Bäche in sprühenden, donnern- den Fällen zu Thal stürzen, während links, von der gigantischen Trafoier Eismasswand überragt, die mächtigen Eismassen des Trafoier und Driler Ferners in ihrem funkelnden, blitzenden Silberglanze herab- schimmern.

Da nun der in den früheren Jahren für die Ab- haltung der Gottesdienste zur Wallfahrt entsendete Priester erkrankt war, war für diesmal der Kurat hiefür bestimmt worden, der, erst vor zwei Tagen in Trafoi eingetroffen, von den in der kleinen Ge- meinde gar wohlbekannten Schicksalen des Gams- schnitzers nichts erfahren hatte. Durch des Försters und des Wirtes Andeutungen war nun aber sein Interesse rege geworden.

„Nun also, was ist es denn mit dem Franzl?“ fragte er nochmals, als der Förster auf seine erste Bemerkung nicht gleich antwortete.

Dieser that einen kräftigen Zug aus seinem Glase.

„Ja, ja, es is a böse G'schicht“, die er derlebt hat, und verübeln kann man's ihm nit, daß er's nit verwinden kann,“ wiederholte er sinnend. Dann räusperte er sich, wie um sich für seine Erzählung vorzubereiten, und hub also an: „Der Franzl Plattner is a Bauernsohn und war der älteste von drei Geschwistern. Die Eltern sind früh gestorben und nach ihrem Tode haben die drei ihr kleines Grundstück ordentli und brav bewirtschaftet, und wenn der Acker auch nit viel getragen hat, so haben's do ihr recht'schaffenes Auskommen g'habt, denn fleißig bei der Arbeit waren's und ihre Groschen haben's ordentli zusammen g'halten, auf'n Tanzboden hat man sie selten g'sehen, keine Trinker und Spieler waren's, und außerdem hat si' der Franzl damals schon a schöns Stückl Geld verdient mit seine Schnitzarbeiten. Schon als kleiner Bua hat er 's Schnitzen g'lernt, und während dem Winter, wo's auf'n Feld und sonst in der Wirtschaft nit viel zu thun giebt, da hat er so viele Gamsln und Hirschn g'schnitzt, die dann die Fremden im Sommer z'samm- kauft haben, daß die drei ganz quat hätt'n leben können. Auch hat sich der Franzl damals schon als Bergführer einiges dazu verdient. Denn 's Berg- steigen war alleweil sei größte Passion, und so viel hat's in der kleinen Wirtschaft nit zu schaffen geben, daß er nit Zeit g'habt hätt', etliche Touristen auf unsere Berg aufzuführen. So wär' also alles in der schönsten Ordnung g'wesen, aber da is das Unglück kommen. Ganz so war's, wie er's g'sagt hat, der Franzl. Mit die vielen reichen Stadtleut', die herkommen, is unsern Dörfiern in der ganzen Umgebung rein der Kopf verdreht worden. Alle haben sie sich einbildt, man braucht nur nach einer Stadt auszuwandern, um a Millionär zu werden. Zu Duzenden sind's davong'rennt, rein wie besessen,

haben 'n Pflug stehen lassen und sind in die Städte gezogen. Dort, natürl, is ihnen nit übrig geblie- ben, als Fabrikarbeiter zu werden. Während man in der ganzen Gegend für schweres Geld keine Leut' zum Bebauen der Felser und zum Schnitt hat krieg'n können, haben die Ausgewanderten in den Städten, wo's ohnedies g'nug Arbeiter giebt, hungern können. Na, und der Hanns — den Franzl sein Bruder — und seine Schwester, die Rosl, ein bild- saubers Dirndl, wie's kein' zweite giebt, die sind auch gepackt worden von der Narretei. Auf einmal er- klären sie dem Franzl, sie wollen auch in die Stadt ziehen und dort ihr Glück versuchen. (Es derleid'is!) nimmer in unserm Dorf bei der Bauernarbeit. Der Franzl hat ihnen zugered't, was er können hat, es war alles umsonst. Auf und davon sind's mit- einander, z'erst nach Junsbrud und dann, weil's ihnen dort nit gefallen hat, gar nach Wien. Na, und da ist das Unglück g'schehen.“

Der Förster holte tief Atem, that einen mächtigen Zug aus seiner Pfeife, daß die aufsteigende dicke Rauchwolke für einen Augenblick seinen Kopf und den des neben ihm sitzenden Kuraten fast ganz ein- hüllte, dann fuhr er fort: „Nach verschiedenen miß- glückten Versuchen, Arbeit zu finden, sind's alle zwei als Lehmscheiber bei einer großen Ziegelei von einem gewissen Herrn Groll bei Wiener-Neudorf eingetreten. Dort draußen am Wienerberg sind nämlich alle Ziegelwerke von ganz Wien nebeneinander und viele tausend Arbeiter stehen dort in Beschäftigung. Schlecht genug geht's ihnen dort allen miteinander. Für achtzehn bis zwanzig Stunden Arbeit täglich ver- dienen's nit genug zum Sattessen. Der Wastl<sup>2)</sup> vom Gruberbauern da drüben, der hat uns alles er- zählt, wie er wieder heimkommen is. Er is nämlich auch mit, mit die andern und is bei einem benach- barten Ziegelwerk von der Wiener Baugesellschaft als Ziegelablander eing'standen. Nach dem großen Krawall, den's dort geben hat, is er aber wieder zu uns z'Haus kommen und sagt, nit mit zehn Ochsen bringen's ihn wieder fort. Na, und der hat uns alles erzählt, ganz genau, wie er's derlebt hat. Die Rosl, die hat die Schinderei nit lang aus- g'halten. Sie hätt' die schwere Arbeit nit leisten können und war sehr glücklich, daß sie hat als Magd beim Herrn Groll in Dienst treten dürfen. Das heißt, sie hat 'glaubt, daß das ihr Glück is, es war aber ihr Unglück. I hab' schon g'sagt, daß sie a bild- schönes Madl war. Na, und das hat halt der Herr Groll, der noch ein junger, fischer Herr is, auch bald bemerkt, und hat sie in's Unglück ge- bracht. Dann aber, wie er g'sehen hat, wie's mit ihr steht, hat's aus'n Dienst müssen. Und sie hat sich in der Verzweiflung nit anders zu helfen g'wußt, als daß sie mit samt ihrem Kind in die Donau g'sprungen is.“

„Schrecklich!“ rief der Kurat aus. „Sie war doch jung und kräftig, sie hätte doch arbeiten können,

<sup>1)</sup> Sie können es nicht aushalten. <sup>2)</sup> Sebastian.



und der Vater des Kindes hätte doch für dessen Lebensunterhalt etwas beisteuern müssen. Das fordert ja das Gesetz.“

Der Förster nickte.

„Ja, ja,“ sagte er gelehrt. „Das hätt' er freilich thun müssen. Aber die arme Rosl hat sich halt nit z'helfen g'mußt. Und die Schand' und die Verzweiflung haben ihr den Sinn verwirrt.“

„Und sie aller Gottesfurcht vergessen lassen,“ fügte der Kurat mit strengem Tone hinzu. „Aber freilich, in den Städten ist die Frömmigkeit weniger zu Hause als hier in den Bergen, wo das brave Volk noch fest an seinem Glauben hängt.“

Der Förster antwortete nicht gleich. Erst auf des Kuraten Frage nach dem Schicksale von Rosls Bruder fuhr er fort: „Ja, also, der Hanns! Ja, der arme Kerl hat halt auch sein Leben lassen müssen bei dem Krawall, den's geben hat.“

Ein abermaliger Ausruf des Schreckens unterbrach seine Rede, und mit dem Ausdruck tiefer Bestürzung faltete der Kurat seine Hände vor der Brust.

Da öffnete sich die Thüre und ein noch junger Bauernburische trat grüßend in die Stube.

„Heda, Wasst!“ rief ihm der Förster zu, „komm a bißl zu uns her. Du kamst dem Herrn Kuraten erzählen, wie's mit'n Hanns Plattner zugegangen is. Du weißt es besser, wie ich, du hast es ja selber mit-erlebt.“ Und zu dem Kuraten gewendet fügte er erläuternd hinzu: „Das ist der Wasst vom Gruberbauern, der mit 'n Plattner Hanns mit war in Wien.“

„Mit Verlaub,“ antwortete Sebastian, indem er das ihm vom Förster dargebotene Glas zum Bescheidtrunk an die Lippen führte. Und dann, sich setzend: „Ja, schiech<sup>1)</sup> is 's zugegangen selben<sup>2)</sup>, und i muß froh sein, daß i mit heiler Haut davonkommen bin und seht wieder daheim bin. Also was mit 'n Plattner Hanns g'schehen is, will der Herr Kurat wissen. Aber da laßt st' halt nit viel erzähl'n, weil all's so durcheinand' g'gangen is, daß man schier ganz teppet word'n is.“ Und dann, nach kurzer Pause: „Daß i also halt sag'. Schlecht gnuu is 's uns g'gangen, weil wir wie die Narren fortg'rennt

sein von unsern Haus und Hof, wo wir bei a bißl an Arbeit unser rechtschaffens Auskommen g'habt hab'n. No, und wie wir halt nirgends anders an Unterkommen g'funden haben, da sein wir auf die großen Ziegelwerke hinaus am Wienerberg. Und was wir dort für a hundsföttisch miserables Leben g'führt haben, davon kann gar niemand an Begriff hab'n, der's nit selber g'sehen hat. Den Brennern is 's verhältnismäßig guat g'gangen, die haben sich an Taglohn bis zu 2 Gulden verdienen kinna. Aber die Ziegelabläder und Lehmscheiber, wie der Hanns und ich waren, die haben sich, wenn sie sich auch alle Tag achizehn oder zwanzig Stunden bei der schweren Arbeit abgerackert haben, doch nit mehr verdienen kinna als sechzig bis siebzig Kreuzer täglich. Und die Wohnungen, die wir g'habt haben, die kann man sich gar nit vorstellen, wie die ausg'schaut haben.



Mit tiefer Bestürzung faltete der Kurat seine Hände vor der Brust.

Die Herren Unternehmer haben nämlich Arbeiterhäuser gebaut, in denen den Arbeitern für wöchentlich zwanzig Kreuzer Zins, der ihnen vom Lohn abgezogen wird, ihre Unterkunft finden. Aber in an jeden Häusl, das nur aus an klein' Vorraum und an einzigen Zimmer besteht, wohnen sechsundzwanzig Personen bei einand'. Ehepaare mit ihren Kindern und ledige Burschen und Madln — all's bei einand' in einer Stub'n, wie Kraut und Ruabn durcheinand'. In der Fruah, wann man aufsteht, hat's a Luft da drinn', daß man kaum schnau-

fen kann und daß man froh is, daß man scho um zwei Uhr an die Arbeit muaf, denn länger könnt' man's eh nit aushalten, man müßt' ersticken. Und auf d' Nacht, wenn man um a Zehne von der Arbeit heimkommt, is 's aa nit viel besser. Denn natürli haben die Weiber auf'n Herd, der aa in der Stub'n steht, 's Essen kochen müssen, und die Fenster hat man nit viel aufmachen können, weil man sonst von den dicken Ziegelstaub, der von draußen eintrifft, nit atmen könnt'. Na, alsdann, es war halt rein nit zum Aushalten, und da haben . . .“

Ein kurzes, spöttisches Auslachen des Försters unterbrach den Erzähler.

„So — nit zum Aushalten war's,“ rief er. „Aber das is euch in euern Dickhädeln nit eingangen, daß ihr z'Haus kommen wär't. Warum seid's denn dort picken geblieben, wann's scho' rein nit zum Aushalten war? He?“

<sup>1)</sup> Garstig. <sup>2)</sup> Damals.



Der Sebastian kraute sich verlegen hinter den Ohren. „Ja, ja,“ sagte er etwas kleinlaut. „Recht hast. Aber da waren wir halt z'hoffärtig dazu. G'schamt hätten wir uns, so als a Bettelarmer z'Haus z'tema und eing'stehen z' müssen, daß wir Eseln waren, daß wir furtgegangen san.“

„Ja — die Hoffart und der Eigensinn, die haben schon manchen ins Elend gebracht,“ bemerkte der Kurat kopfschüttelnd.

„Und dann haben wir halt auch immer glaubt, wir werden scho' no a bessere Arbet finden,“ versuchte Sebastian als Entschuldigung vorzubringen.

„Dallte Dick'shädeln wart's, das is das Ganze,“ brummte der Förster dagegen. Der Kurat aber forderte Sebastian auf, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Na, alsdann, daß i halt sag,“ nahm dieser seinen Bericht wieder auf. „Wie's uns so schlecht gangen is, da haben die Arbeiter an großen Streik ang'fangen. Die Soßchaldemokraten haben ihna zugereb't, und da haben's d' Arbeit nieberg'legt- und erklärt, daß's nit eher wieder zum arbeiten anfangen, bis der Lohn erhöht wird. Natürli haben's glei die Schandarm holen lassen, damit's uns bewachen, und's Militär haben's aa requiriert. Und da is's Unglück g'sehen. Bei dem Groll'schen Ziegelwerk haben auf amal so a dreißig Arbeiter, die z'erst aa im Ausstand waren, mit'n Ziegelschlagen und Verladen wieder ang'fangen, und das haben die andern, die im Ausstand 'blieben sein, nit leiden wollen. In an großen Trupp sind wir anmarschirt und haben ihnen zug'schrien, sie sollen d' Arbeit niederlegen, und wie sie's nit haben thun wollen, da haben wir sie dazu zwingen wollen. Wie wir aber daherkommen sind, haben sich die Schandarm' zum Schutz der Arbeitenden ins Mittel g'legt. Zum Unglück war der Herr Groll selber aa dabei, und wie den der Plattner Hanns g'sehen hat, is er kreuzrabiat word'n, denn es war grad erst a paar Tag her, daß b' arme Rosl seintwegen is ins Wasser gangen, da hat er sich eahn gegenüberg'stellt, hat's Fluch'n ang'fangen, hat eahn g'sagt, was er für a nixnuziger Kerl is, der d' Madeln ins Unglück bringt und seine Arbeiter hungern laßt, und aber g'schimpft hat er'n, daß's grad an Art g'habt hat. Der Herr Groll aber, nit faul, giebt dem Hanns an fürchterlichen Schlag ins G'sicht. Na, und da is der Krawall losgangen. Die Schandarm' haben vom Leder zogen. Mit'n g'fällten Bajonett sind's auf uns eing'stürmt, und der erste, den's getroffen hat, das war der Plattner Hanns. Zwei Stich hat er in Leib einkriegt und an Säbelhieb über die Schulter, und bevor's ihn noch haben ins Spital bringen können, war er maustot. I aber, i hab' mi druckt. Meine sieben Zwetschgen hab' i z'samm'packt und bin nach Wien<sup>1)</sup> eini. Von dort hab' i z'Haus g'schrieben, daß's mir a bißl a Reijegeld schicken sollen, und dann bin i hoamkema.

<sup>1)</sup> Wien.

Denn lieber will i als a Bauernknecht mei Lebtag arbeiten, als solche G'schichten no amal mitmachen.“

Der Kurat hatte der Erzählung mit sichtlichem Ausdruck tiefer Ergriffenheit zugehört. Nachdem er noch eine kurze Zeit an dem Gespräche teilgenommen, erhob er sich und verließ das Gasthaus. Tief bewegt, fühlte er das Bedürfnis, bevor er sich zur Ruhe zurückzog, einen Gang ins Freie zu machen.

Sinnend die Straße dahin schreitend, bemerkte er den Gamschneider, der, vor einem an einem kleinen Seitenwege gelegenen Häuschen auf der Bank sitzend, seine Pfeife schmauchte.

Mit raschen Schritten eilte er auf ihn zu und streckte ihm grüßend die Hand entgegen. „Franzl,“ sagte er zu ihm, „ich hab' dir früher rauhe Worte gesagt. Nimm's nicht übel. Jetzt weiß ich, was du mit deinen Geschwistern hast erleben müssen, und verstehe deine Erbitterung.“

„Nix für ungut, Herr Kurat,“ antwortete Franz, der sich von der Bank erhoben hatte und die dargereichte Hand kräftig schüttelte. „Sie haben mir halt a gute Lehr' geben wollen, und damit haben S' ganz recht g'habt. I brauch' nit alleweil so fuchtig z' werden, wann mir einer a Wort sagt, das i nit gern hör'. Aber die G'schichten mit der Rosl und mit'n Hanns, die gehen mir halt no alleweil im Kopf umeinand', und wenn einer dran rührt, so werd' i wild. I sag's, wie's is. I kann nix dafür.“

Der Kurat klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Ja — ja,“ sagte er mit mildem Tone. „Ich glaub' dir's gerne, daß du's noch nicht verwunden hast. Dazu kann dir auch nichts helfen als Gottvertrauen.“

„Wenn i nit glaubet', daß's an ewige Gerechtigkeit giebt, hätt' is eh' nit aushalten kinna,“ erwiderte der andere, seinen Blick zu den schimmernden Bergesgipfeln emporsendend, gleich als ob von jenen leuchtenden Höhen ihm Trost herniederwinkte.

Denn die Sonne war gesunken, und gleich einer Offenbarung aus einer andern Welt erstrahlten plötzlich, wie in ein funkelndes Blutmeer getaucht, die eisgefrönten Bergeshäupter im feurigsten Purpurrot und Goldorange eines herrlichen Alpenglühens.

In Bewunderung des prachtvollen Naturbildes versunken, ließen die beiden Männer ihre Blicke schweigend in die Runde schweifen.

Da scholl ein Jauchzer durch die Abendstille, und als sie zur Straße hinüberblickten, gewahrten sie einen Touristen dem Gasthose zu des Weges wandeln. Die Lodenjoppe, der weiche Filzhut, von dem der Gernsbart nickte, der Rucksack auf dem Rücken und die nackten Knie, die zwischen der kurzen Lederhose und den Wollstrümpfen hervorlugten, nebst dem mit den „Scheanken“ genannten, scharfen Nägeln beschlagenen, schweren Schnürschuhen gaben Zeugnis, daß es ein regelrechter Hochtourist war, der hier seines Weges zog, keiner jener bequemen Stadtherren, die nur stredenweise neben ihrem Wagen einher-schlendern.



„Da giebt es vielleicht zu thun für dich,“ meinte der Kurat, mit den Augen auf den Fremden winkend. „Der sieht mir gerade darnach aus, als ob er auf den Ortler oder auf die Königsspitze hinauf wollte. Und ein besseres Wetter für eine Bergfahrt, als wie wir's jetzt haben, kann man sich gar nicht wünschen.“

Der Kurat hatte sich nicht geirrt. Eine Viertelstunde später wurde der Gamschnitzer in das Gasthaus beschieden, um sich mit dem Fremden, dem er vom Wirt als der tüchtigste Bergführer empfohlen worden, wegen einer von ihm beabsichtigten Ortlerbesteigung zu besprechen.

Der Fremde wäre gerne schon gleich am nächsten Morgen aufgebrochen. Da Plattner jedoch meinte, daß man in der bei günstigen Wegverhältnissen von guten Steigern in vier Stunden von Trafoi aus zu erreichenden Bayerhütte übernachten sollte, um von derselben aus den Anstieg zur Spitze und die Überschreitung der mächtigen Gletscher in früher Morgenstunde, bevor noch der Schnee unter dem Einfluß der Sonnenwärme weich geworden ist, anzutreten, so fügte er sich dem Rate des erprobten Führers, erst am Nachmittage zur kühnen Bergfahrt aufzubrechen.

Der Weg bis zur Bayerhütte bietet für tüchtige Touristen weder besondere Schwierigkeiten noch Gefahren. Doch sind sie immerhin groß genug, um eine entscheidende Kraftprobe für den Bergsteiger zu bilden, und unser Franz begrüßte es freudig, in seinem „Herrn“ gar bald einen ausgezeichneten Hochtouristen zu erkennen, kniefest und schwindelfrei, wie man es sein muß, um solche Höhen zu erklimmen, und froh begeistert von dem Schönheitszauber der Hochgebirgswelt, wie sich's ziemt, um sich der herrlichen Offenbarungen dieser erhabenen Naturumgebung würdig zu erweisen.

Schweißtriefend, aber wohlgenut wanderte er die zur Schutzhütte von Trafoi aus 1500 Meter betragende Höhe hinan. Auf schmaler Brücke den wildschäumenden Trafoierbach überschreitend, zunächst in launigen Zickzacklinien durch schattigen Lärchenwald, führte der Pfad dann in sengendem Sonnenbrand über kahle Weiden und Schutthalden scharf bergan, bis er, immer steiler und steiler ansteigend, über wüste Steintrümmer und eisigen Firn zur Tabaretta-

scharte leitete, wo er sich mit dem vom Sulbenerthale heraufkommenden Pfade vereinigt. Furchtbar gähnen die Abgründe rings um den schmalen Gebirgskamm, der hier das Sulbener vom Trafoierthal trennt und der auf schwindelndem Felsgrat überschritten werden muß, um die hoch oben (3000 Meter) auf dem Tabaretta-Kamm, von dem die Felsenwände gegen Sulden und gegen den Tabarettafirn fast senkrecht abfallen, an einen Felsenrücken gelehnte Bayerhütte zu erreichen.

So schmal ist das Hochplateau, auf dem die Klubhütte gleich einem Adlernest an der Felswand klebt, daß der von den klaffenden Bergeschlünden umgebene Raum vor der Hütte nur wenig Platz zur freien Bewegung gewährt. Aber gerade diese freie und zugleich hohe Lage der Hütte ist es, die eine herrliche Fernsicht gestattet über die eis schimmernden Gipfelreihen der Engadiner, Silvretta, Paznauner und Östhaler Gebirge, auf den gigantisch ansteigenden Ortler, den wildzerklüfteten Madatschgletscher und, nach abwärts, über die grünen Gehänge des Sulbener- und des Trafoierthales.

Ein Ausruf staunenden Entzückens glitt über die Lippen des Fremden, als er, nachdem der zehn Minuten lange Felsgrat mit gebührender Vorsicht überklettert war, auf dem Plateau anlangend, Umschau hielt über das erhabene Bild, das sich seinem schweifenden Blicke darbot. Und wahrlich, das Herz jedes Naturfreundes mochte hoch-



Da scholl ein Jauchzer durch die Abendstille.

auspochen in seligem Jubel unter dem Eindrucke des Geschauten. Die Sonne sank; purpurn erglüheten die beifsten Bergeshöhen, die, gleich funkelnden Wogen eines im Sturm zu Eis erstarrten unübersehbaren Meeres, Gipfel an Gipfel sich reihten. Und ehe noch die Glut erloschen war, stieg der große goldene Ball des Vollmondes über den gleich einem geschliffenen Krystall blinkenden und blitzenden Kamm des Madatsch in das zarte, durchsichtige Azurblau des Himmelsgewölbes leuchtend empor.

So packend, so gewaltig war der Eindruck des prachtvollen Bildes, daß Franzens Schutzbefehlener es nicht vermochte, sich von dem herrlichen Anblicke loszureißen. Erst auf dessen wiederholte energische Zusprache entschloß er sich, die Hütte zu betreten, von dem mitgebrachten Proviant einen kräftigenden



Zmbiß einzunehmen und sich zeitig zur Ruhe zu begeben, um am andern Morgen, frisch gestärkt, die Hauptkletterung, die seiner harrie, die Besteigung der Ortler Spitze, anzutreten.

Um vier Uhr früh verließen die beiden die Klubhütte, nachdem sie sich bereits in der Stube durchs Seil verbunden hatten, denn schon nach wenigen Schritten betritt man den stark geneigten Tabarettagleischer, der überquert werden muß, um den das Tabaretthal vom Thal der „Hohen Eisrinne“ trennenden Felsgrat zu erreichen. Teils auf hoch- und schmalstufigen Felsentrepfen, teils über Schneefelder gelangten sie vom Felsgrat aus zum oberen Ortlerferner, dessen steile Firnwände sie im Anblick senkrechter Eisschlünde und blauschimmernder herrlicher Eissbrüche, mit dem Eispickel Stufe um Stufe hauend, hinankletterten, bis sie an der das „Obere Stüdle“ genannten, jäh abfallenden Firnhälfte anlangten, welche als die schwierigste Passage berüchtigt ist. Denn in der Mitte dieses Steilhanges gähnt eine riesige, offene Eiskluft, die im Bogen umgangen oder auf schmaler Schneebrücke überschritten werden muß, und jenseits der Kluft ragt eine mehrere Meter hohe senkrechte Eiswand empor, die unsere Wanderer auf einer von Franz mitgebrachten zusammenlegbaren Strickleiter überkletterten.

Nun auf dem großen obersten Plateau angelangt, führte der Weg zunächst über fast ebenem Schneefeld rechts am Gipfel vorbei, dann links im Bogen über eine steile Halde, und nun standen sie vor der Überwindung der letzten, aber gefahrvollsten Schwierigkeit, vor der Überschreitung eines zehn Meter langen, nur ein Drittel bis einen halben Meter breiten, zwischen steilen Abstürzen sich hinziehenden Schneegrates, dessen nördliches Ende die Ortler Spitze bildet.

Aber auf dem schwindelnden Pfad hemmende Ballast, Kuckack, Bergstock, Eispickel und Steigeisen, wurde weggelegt, das Seil straff gespannt, und, nicht rechts nicht links in die schauerlich gähnende Tiefe schauend, Schritt für Schritt vorsichtig den Fuß auf die Stelle setzend, wo der voranschreitende Führer hintrat, folgte der Fremde. Kein Schwindel trübte sein Auge, festen Fußes, ruhig und sicher schritt er zwischen den todrohenden Schlünden dahin, und wenige Minuten später stand er, froh und freudig den schönheitsstrunkenen Blick in die Ferne sendend, auf der Spitze des majestätischen Gebirges.

In einer kleinen Schneemulde, wenige Schritte unterhalb der zum hinteren Grate abwärts führenden Schneide gelagert, ließ er von der stolzen Höhe (3910 Meter) sein Auge in die Ründe schweifen und abwärts in die graufige Tiefe, aus der das Kirchlein von St. Gertrud in Sulden freundlich herausgrüßte. Ein fast sinnverwirrendes Panorama unzählbarer Bergespitzen, in deren Mitte er gleichsam in den Lüften schwebte, bot sich ihm dar. Die ganze herrliche Hochgebirgswelt von den Salzburger- und kärntner- bis zu den Walliser- und Berner-Alpen, vom Bodensee und der bayrischen Ebene bis zur venetianischen, erschloß sich seinem staunenden Blicke,

und über ihr wölbte sich das tiefdunkle Blau eines wolkenlosen Himmels. Abwärts blickend ruht das Auge auf den von wunderbaren Farbentönen überkleideten, durch den glitzernden Spiegel dreier mächtiger Seen durchbrochenen, grünen Matten der Malser Heide, des Suldeners und des Stülfer Thales, während auf der entgegengesetzten Seite die schaurigen Abstürze des Ortlers gegen den Suldenferner gähnen, aus dem in drohender Steilheit die gewaltigen Bergesriesen der Königspitze und des Monte Zebru in die klare Höhe ragen. Und über sie hinweg wandert der Blick zu den festgegliederten Reihen der Südtiroler Alpen, deren wechselreiche, phantastische Gebilde im Strahl der Morgensonne leuchtend herüberschimmern.

Nach anderthalbstündiger Rast mahnte Franz zum Abstieg. Man durfte nicht länger säumen. Denn je länger die Sonne ihre warmen Strahlen hernieder sandte, um so weicher wurden die Schneebrücken, um so gefährlicher wurde ihre Überschreitung.

„Das is heut g'rad meine hundertste Ortlerbesteigung, i sollt' a Jubiläum feiern,“ sagte er, behaglich schmunzelnd. „Noch nie nit is mir an Unfall passiert. I möcht' nit, daß uns heut' a Malheur g'schehet, weil wir zu lang da heroben blieben sind.“

„Was?“ rief der Fremde staunend. „Eure hundertste Besteigung? Aber da seid Ihr ja ganz zu Hause auf diesem herrlichen Gebirge!“

„Na ja,“ lachte Franz. „Sell is richti! Alle die Berg' da umeinand' san meine Freund'. Und auf'n Ortler war i am öftesten. Aber g'rad deshalb, weil i mi guat auskenn', was i's, daß wir jetzt abi müssen, wenn uns nit g'schehen soll.“

Der Fremde erhob sich.

„Wenn es denn sein muß!“ sagte er seufzend. Dann nahm er seinen gemsbartgeschmückten weichen Filzhut vom Kopfe und schwenkte ihn wie grüßend in die Weite.

Franz blickte ihn freundlich an.

„Des g'fällt mir von Euch,“ meinte er treuherzig, „daß Ihr a Freund' habt an unsere schönen Berg', und nit bloß aufi krapelt's, damit Ihr z' Haus erzählen könnt, daß Ihr heroben g'wesen seid, wie so viele andere.“ Dann rollte er ein Stück festgefrorenen Schnees, das eine kleine Schneegrube überdeckte, etwas zur Seite und indem er auf eine in dieser Grube nun sichtbar werdende Flasche deutete, sagte er: „Da schaut's her! Alle die Herren und Damen, die mit mir auf'n Ortler g'stieg'n san, haben zum Andenken ihre Karte da herein g'legt. Da liegen alle die Papierln no ganz frisch bei einand'.“

In der That zeigte sich in der seltsamen Wiskartenschale eine ganze Menge zierlicher Kärtchen, deren Inschriften auch noch ganz unverfehrt waren.

Der Fremde lachte.

„Da muß ich bei Seiner Hoheit dem König Ortler wohl auch meine Karte abgeben,“ erklärte er munteren Tones, während er seiner Briestafche ein Blättchen entnahm.



Bevor Franz das Kärtchen zu den andern in die Flasche steckte, warf er einen Blick darauf. Es interessierte ihn, den Namen seines „Herrn“ zu erfahren, den er verabsäumt hatte, im Fremdenbuch von Trafoi, in das jeder Tourist, der von dort aus eine Bergbesteigung unternimmt, sich einschreiben muß, nachzulesen.

Als er nun aber auf die Karte schaute, ging eine plötzliche, seltsame Veränderung mit ihm vor. Er verfärbte sich, ein heftiges Zittern ging durch seine Glieder. Der Name, den er auf dem Blättchen gelesen, hieß: Hermann Groll.

Als der Fremde, der indes Franz den Rücken zugekehrt, einen letzten Abschiedsblick in die Runde geschickt hatte, sich diesem wieder zuwendete, erschraf er heftig.

„Franz,“ rief er, „was ist mit Euch? Ihr seid doch nicht krank?“

Der andere hielt noch immer das Kärtchen in der Hand. Mit entgeistertem Blicke starrte er darauf. Er gab keine Antwort auf des Fremden Frage. Er hatte sie gar nicht gehört.

Endlich schaute er empor und sein Blick bohrte sich fest in das mit dem Ausdruck erschrocken Staunens auf ihm ruhende Auge des Fremden.

„Mit Verlaub,“ sagte er dumpf. „Sind Sie aus Wien?“

„Ja wohl!“  
„Der Ziegelwertbesitzer Groll am Wienerberg —?“

„Allerdings. — — Kennt Ihr mich denn?“  
Da brach ein kurzes, wildes Aufschauen von Franzens Lippen. Eine tödliche Blässe überzog seine wettergebräunten Wangen, seine schwarzen Augen blitzten und seine Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen.

„Ob i' Ihnen kenn', wollen's wissen,“ rief er höhnisch. „Ja, lang schon kenn' i' Ihnen dem Namen nach, und auch sonst noch recht guat . . . Sie sind der Herr Groll, der die Plattner Rosl in d' Schandbracht hat, so daß 's aus Verzweiflung is ins Wasser gangen, und derselbig Herr Groll, wegen dem ihr

Bruder, der Plattner Hanns, von die Schandarmen is derstochen worden.“

Groll erbleichte ein wenig. Er trat einen Schritt zurück. Das Seil, das die beiden Männer umschlang, spannte und straffte sich zwischen ihnen.

„Was soll das heißen?“ entgegnete er mit herrischem Ton. „Was gehen solche Dinge Euch, den Bergführer, an?“

Da schrie Franz wild auf.

„Was mich das angeht, du Lotterbub, du gottverdammter? Was mich das angeht, daß du meine Schwester ins Elend und

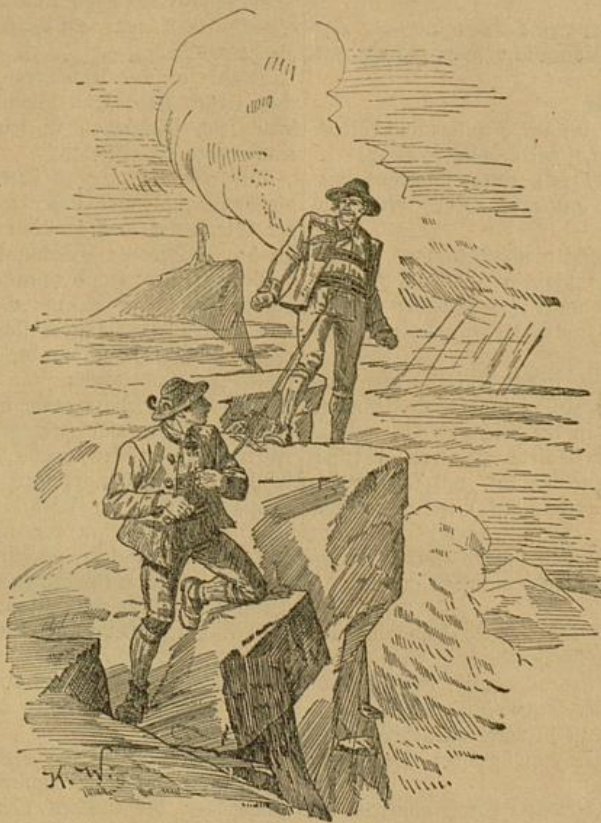
in den Tod gebracht hast? Du hast wohl meinen Namen nit g'wußt, weil's mi halt nur 'n Gamschneiter hoassen, sonst hätt'st di wohl nit aufgetraut, mit mir allein auf'n Berg!“ Und er streckte drohend seinen Arm aus nach dem Abgrund, dessen schauerliche Tiefe neben ihnen gähnte.

Groll fühlte seine Knie wanken. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Um nicht zu stürzen, mußte er sich mit beiden Armen auf die Schneide des abwärts führenden Schneegrates stützen. Und vor ihm stand, bleich und zornbebend, der Bruder, der Rächer der durch seine Schuld im Elend Verkommenen.

Beide schwiegen. Über ihnen spannte sich, klar und sonnig, das tiefblaue Himmelsgewölbe, um sie breitete sich in stiller, erhabener Größe das

unübersehbare Meer eis- und schneumpangertter Bergesriesen, tief zu ihren Füßen lachten grüne Matten und Halben und gähnten toddrohende Felsenabstürze abwärts in das ewige Schweigen unergründlicher Eis- und Gletscherschlünde. Und über und um sie schwebte die lautlose Stille einsamer Unendlichkeit. . .

Groll war sich vollkommen klar über seine Lage. Ohne Schutz und Hilfe war er auf seines Todfeindes Gnade angewiesen. Ein leichter Stoß seines kräftigen Armes — das Seil war ja bald gelöst — und es gab keine Rettung für ihn. Sein Ende war besiegelt. Und keinen Richter gab es für seinen Tod. Denn keine Menschenseele würde es erfahren,



Ohne Schutz und Hilfe war er auf seines Todfeindes Gnade angewiesen.



wie und warum das Verderben ihn ereilt. War es da nicht besser, die Todesqual nicht nutzlos zu verlängern, durch einen raschen Sprung in die Tiefe sie selbst, sie freiwillig zu beenden? Blikartig zuckte der Gedanke durch sein Gehirn.

Er raffte sich auf. Er wollte den Knoten des um seinen Gürtel geschlungenen Seiles lösen. Aber seine zitternde Hand versagte.

Vor ihm, unbeweglich, stand der, der sein Leben in der Hand hielt, und schaute ihn an. Kalt und hart, wie aus Stein gehauen, waren seine Züge. Nur in seinen dunkeln Augen glühte ein düsteres Feuer.

Jetzt aber machte Franz eine Bewegung.

„Vorwärts! Es wird zu spät,“ sagte er kurz, und zog das Seil straff.

Groll rührte sich nicht.

Da packte ihn Franz bei der Schulter und rüttelte ihn. „Vorwärts, sag' i,“ wiederholte er rauh.

Der andere verneinte mit einer Kopfbewegung. „Knüpfet das Seil auf und geht voran, ich werde Euch allein folgen.“

Da zog ein hartes Lächeln über Franzens Lippen.

„Angst hast vor mir!“ sagte er. „Weil's d' weißt, was d' verdienst. Weil unser Herrgott dich jetzt in meine Hand geben hat zur Straf' für deine Missethaten.“

Ein furchtbares Getöse, einem heftigen, langnachhallenden Donnerschlage gleich, unterbrach Franzens Worte. Und abwärts, in der Richtung des weithin bröhnenden, schauerlichen Tosens schauend, bot sich den beiden der großartige Anblick, wie sich in dem unter ihren Füßen sich dehrenden Ortlerferner eine mächtige Gletscherspalte aufriß und die gewaltigen Schneemassen hochaufstäubend, gleich einem riesigen Wasserfall, krachend, donnernd, brausend in die Tiefe stürzten.

Es war ein wild erhabenes Bild, das sich ihrem Blicke darbot. Aber der Gebirgskundige weiß, welche Gefahr es zu bedeuten hat. Er weiß, daß sich diese Gletscherspalten unter der Einwirkung der Sonnenwärme bilden und daß zu so vorgeschrittener Tageszeit Gletschervanderungen von größter Gefährlichkeit sind.

Noch einen Augenblick starrte Groll abwärts auf das im leuchtenden Sonnenstrahl glühende, funkelnde Eisfeld, von dem die Reste der Schneelawine, gleichsam nachzitternd, in die Tiefe stoben, dann richtete er sich empor.

„Wohlan — gehen wir!“

Und schweigend traten die beiden Männer den furchtbaren Abstieg an.

Wie im Traume glitt Groll über den schwindelnden Schneeegrat, den er vor kurzem so kühn und sicher überschritten hatte. Er fühlte sein Herz stocken, und bei jedem Schritte glaubte er, die Hand zu fühlen, die sich auf ihn legte, um ihn in den Abgrund zu stürzen. Aber er stürzte nicht. Als hätte ein Wunder ihn gerettet, war ihm zu Mute, als er wohlbehalten am jenseitigen Ende des Grates anlangte,

wo sie die zurückgelassenen Steigeisen an ihre Sohlen schnallten.

Plötzlich aber, als jetzt sein Blick auf den Eispfel fiel, den sein Führer nun wieder zur Hand nahm, da ward es ihm entsetzlich klar, was geschehen würde. Mit dem scharfen Stahl wird Franz das Seil durchschneiden und auf einer der schmalen Schneebänken, auf welchen sie die schrecklichen Abgründe überschreiten mußten, wird er ihn mit einem jähen Stoß in die Tiefe schleudern . . . Und er konnte nichts thun, um sich zu schützen. Denn allein, sich selbst überlassen, ohne die kundige Führung dieses Mannes, der ihn haßte und der in seiner Hand sein Schicksal hielt, war sein Untergang noch sicherer, als an dessen Seite.

Schwer atmend setzte Groll seinen Weg fort. Er war keines Gedankens fähig. Nur die eine Frage drehte sich schmerzhaft in seinem Gehirn: Wann, wann wird es geschehen?

Und abwärts ging es über das Eisfeld, abwärts die Steilwand hinab über die schwankenden Sprossen der Strickleiter und hinüber über die Schneebrücke, die den furchtbaren Eisschlund überquerte.

Mit zitternder Hand tastete Groll nach dem Seile, dehnte und streckte es, um es zu proben. Aber fest und unverfehrt schlang es sich um seine Lenden, zog es sich zu Franz hinüber, der in finsternem Schweigen hinter ihm einerschritt.

Nur sachte durfte man auf die Brücken treten, denn der Schnee war weich geworden und ein leichtes Zittern der Brücken machte sich unter den Füßen fühlbar. Und nicht geringere Vorsicht erforderten die steilen Wände, wo jedes Ausgleiten, jeder falsche Schritt, trotz der an den schlimmsten Stellen angebrachten Drahtseile, verhängnisvoll wäre. Aber wie von einer wunderbaren Macht geleitet, schritt Groll dahin. Er wußte kaum, wie es kam, daß er nicht stürzte. Denn sein Blick war trüb und seine Glieder zitterten, so furchtbar war die Erregung seiner Seele, die im Banne des einzigen Gedankens taumelte: Wann, wann wird es geschehen, das Entsetzliche? —

Jetzt aber, als sie das obere Ende des Thales der „Hohen Eissrinne“ erreichten, einer schluchtartigen Einsenkung des unteren Ortlerfernens, da war es plötzlich, als ob das unabsehbar weite Eisfeld in Bewegung geriete. Ein Brausen und Tosen herniederbrechender Eislawinen erfüllte die Luft und furchtbare Gletscherspalten öffneten sich vor dem erschreckten Blicke. Die ganze still und starr sich hindehnende Eismelt schien in einen verderbendrohenden, tobenden Aufruhr auszubrechen.

Schritt für Schritt den mit scharfer Eisenspitze bewehrten Alpenstock fest einstoßend, bei jeder durch ihren weithin rollenden Donner sich ankündigenden Lawine vorsichtig nach deren Richtung spähend, ob sie nicht auf ihren Pfad herniederstürze, verfolgten die beiden Männer, so rasch, als die Gefährlichkeit ihres Weges es gestattete, ihren Abstieg.

Da, plötzlich — schon hatten sie das Gletscherthal



durchschritten, schon waren sie dem unteren Ende des Feners ganz nahe — da erscholl ein schauerliches Krachen hoch zu ihren Häuptern, und in mächtigen, weitausholenden Sprüngen warf sich ein riesiger Schneefatarakt das steilabfallende Eisfeld herunter, in gerader Linie auf die beiden Wanderer.

Franz, der die Gefahr zuerst bemerkte, sprang, den Bergstock fest in den Schnee einstoßend und Groll an dem straff gespannten Seil mit sich fortreisend, in weitem Schwunge zur Seite. Aber es war umsonst. Im nächsten Augenblick lagen beide, von der Lawine ereilt, im Schnee verschüttet . . .

Franz, nur vom äußern Rande der Lawine getroffen, erholte sich bald von der durch den heftigen Anprall verursachten Betäubung, und mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte gelang es ihm, sich aus dem Schnee emporzarbeiten.

Da sah er, daß das Seil gerissen war, und als er nach seinem Begleiter Umschau hielt, erblickte er ihn — zwei bis drei Meter tief — auf einem schmalen Felsvorsprung einer etwa acht bis neun hundert Meter tiefen, fast senkrecht abstürzenden Firnswand — anscheinend leblos hingestreckt.

Nach jener Seite in die Tiefe blickend, hatte ihn die Lawine mit sich gerissen, und wie durch ein Wunder vor dem Absturz bewahrt, war er auf diesem Vorsprung der Steilwand liegen geblieben.

Mit stierem, verglastem Blicke starrte Franz abwärts auf den regungslos hingestreckten Körper. Seine Brust arbeitete in keuchenden Atemzügen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, und sein Angesicht verzerrte sich im Ausdruck wilden, tödlichen Hasses.

Ein furchtbarer Kampf tobte in seiner Seele.

Dort auf der Höhe, von grauenhaften Abgründen umgeben, als er es erfahren, wem er gegenüberstand, als er plötzlich die uneingeschränkte Gewalt über Tod und Leben jenes Mannes, der die Schuld trug an dem Verderben seiner Lieben, in seine Hand gegeben sah, da war der Gedanke an ihn herangetreten, Rache zu üben an dem Elenden, da hatte mit schier unüberstehlichem, heißem Drange die Versuchung ihn gepackt, ihn mit seinem Leben büßen zu lassen für das durch seine Schuld verwirkte Leben jener.

Aber tapfer hatte er den Dämon in seiner Brust zurückgeschlagen, der ihn rief und lockte, Verbrechen zu sühnen mit Verbrechen.

Jetzt aber, da die Schreden der Naturgewalten sich gegen ihn erhoben hatten, — war dies nicht ein Zeichen, daß Gott selbst die Buße wollte? Nicht er brauchte seine Hand rächend gegen ihn zu heben. Gott hatte ihn gezüchtigt. Wenn Franz ihn nicht rettete, so war er unvermeidlich dem Untergang geweiht. Und wahrlich, seine Pflicht konnte es nicht sein, daß er sein Leben wagte für das Leben dieses Schurken. Ja, hinabklettern wollte er zu ihm und den Bewußtlosen in die Tiefe schleudern, und so die Spur verwischen seiner That. Denn wer in aller Welt sollte es ihm beweisen können, daß er vermocht hätte, ihn zu retten, daß nicht die Lawine selbst ihn mit sich gerissen in den Abgrund? —

Doch wie er sich, grausamen Trotz in seinem Herzen, anschickte, die entsetzliche That zu vollziehen, da regte sich jäh eine seltsame Angst in seinem Innern und in plötzlicher Klarheit stand die Erkenntnis vor seinem Geiste, daß er es nie und nimmer zu thun vermöchte, daß wenn er es thäte, er sein Leben keine Stunde länger ertragen könnte. Und jetzt erst überkam ihn mit Schauern der Gedanke, daß er zum Mörder hatte werden wollen . . .

Franz langte die Rumflasche aus dem Rucksack und steckte sie in seine Rocktasche, und vorsichtig abwärts kletternd, stand er wenige Minuten später neben Groll. Dieser lag noch in tiefer Ohnmacht. Nachdem aber Franz ihm Schläse und Puls mit Rum gerieben, auch ein paar Schlucke in den Mund geträufelt hatte, schlug er die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend. „Auf recht an lustigen Platz,“ antwortete Franz. „Da haßt's schön staad<sup>1)</sup> halten, daß wir nit alle zwoa abipurzeln.“ Und in kurzen Worten gab er die Erklärung seines Sturzes, dessen Erinnerung Groll verloren hatte, und fragte ihn, ob er Schmerzen fühle.



„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend.

hachte die Strickleiter fest, und vorsichtig abwärts kletternd, stand er wenige Minuten später neben Groll. Dieser lag noch in tiefer Ohnmacht. Nachdem aber Franz ihm Schläse und Puls mit Rum gerieben, auch ein paar Schlucke in den Mund geträufelt hatte, schlug er die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend. „Auf recht an lustigen Platz,“ antwortete Franz. „Da haßt's schön staad<sup>1)</sup> halten, daß wir nit alle zwoa abipurzeln.“ Und in kurzen Worten gab er die Erklärung seines Sturzes, dessen Erinnerung Groll verloren hatte, und fragte ihn, ob er Schmerzen fühle.

<sup>1)</sup> Still.



Ja, der Kopf und die Glieder thaten ihm wehe. Doch zeigte es sich, daß er außer einigen Kontusionen und Hautabschürfungen keine Verletzungen erlitten hatte und, an den schwierigeren Stellen von Franz gestützt, imstande sein werde, die nur mehr kurze Strecke Weges bis zur Payerhütte zu überwinden, woselbst er ja dann ausgiebige Rast halten konnte. Zweifellos hatte das Seil noch während seines Sturzes bis zum letzten Augenblick gehalten und war hierdurch die Hestigkeit des Aufspralles vermindert worden.

Vorsichtig half ihm Franz sich aufrichten, lehnte ihn in sitzender Stellung mit dem Rücken an die Wand, bis seine Kräfte allmählich wiederkehrten.

Da, als Groll nochmals einen herzhaften Zug aus der Rumpflasche gethan, flammte es fah in seinem Auge auf. Mit einem Rucke war die Erinnerung an seine Lage, an alles, was er in diesen furchtbaren letzten Stunden erlebt hatte, in seinem Geiste erwacht. Erst in die Tiefe, dann auf seinen Ketter blickend, schaute er diesen an, als ob er ein Gespenst sähe.

„Da herunter bin ich gestürzt,“ sagte er mit leiser Stimme. „Und Ihr, Franz, Ihr habt mich nicht verlassen, — habt mich gerettet, mich — — nach all dem, was ich an den Eurigen gethan — —!“

Seine Stimme versagte und wie von einem inneren Beben zuckten die Muskeln seines Angesichts.

„Ich bin Euer Führer, und habe meine Pflicht gethan,“ entgegnete Franz, und dann, seinen Blick von seinem Begleiter hinweg in die Weite schickend, schwer atmend fügte er, wie widerwillig hinzu: „Hart genug is 's mir an'kommen.“

Dumpfes Schweigen lagerte sich über die beiden. Groll hatte die Augen geschlossen. Zwei dicke Thränen traten zwischen den Lidern hervor und rannen langsam seine Wangen herab.

Dann plötzlich faßte er nach Franzens berber Hand und führte sie an seine Lippen.

„Ihr seid ein edler, ein großer Mensch,“ murmelte er kaum hörbar. „Und was Ihr an mir gethan, werde ich lohnen — indem auch ich ein besserer Mensch werde.“

Groll hat sein Wort gehalten. Heimgekehrt, führte er tiefeingreifende Verbesserungen in der Lage seiner Arbeiter ein. Freiwillig gewährte er ihnen alle Forderungen, die sie in jenem Strike, bei dem der arme Hanns Plattner sein Leben einbüßte, erfolglos aufgestellt hatten, erhöhte ihren Lohn, verringerte ihre Arbeitszeit, verbesserte ihre Wohnungen, gründete Unfall- und Krankenversicherungen und eine Pensionsanstalt für die Hinterbliebenen der in seinem Dienste verstorbenen Arbeiter.

Selbstverständlich konnten die andern Unternehmer dem Drucke seines Beispiels sich nicht entziehen und mußten zu den von ihm angebahnten Reformen in der Lebensstellung der Arbeiter allmählich auch ihrerseits sich bequemen. So geschah es, daß diese ausgedehnten, für sich allein eine kleine Welt einschließenden Ziegelwerke, die früher wegen der traurigen, allen

Ansprüchen an ein menschenwürdiges Dasein hohrsprechenden Lebenslage dieser Arbeiterkolonien unter allen gerecht und menschlich Denkenden berüchtigt waren, sich allein durch die opferfreudige und energische Reformthätigkeit eines einzelnen Mannes zu Musteranstalten umwandelten, und daß Groll, dessen Name bis dahin von diesen großen Massen mit Haß und Abscheu ausgesprochen worden war, nun von ihnen gesegnet und gepriesen wurde.

Niemand ahnte es freilich, daß diese große Wandlung seines Herzens zurückzuführen war auf jene furchtbare Stunde, da er in einsamer Bergeshöhe an schauerlichen Abgründen dahinschreitend, im Auge des Rächers sein Todesurteil las für seine schwere Schuld, auf jene Stunde, da er, zerknirscht und reuig, sein verwirktes Leben der Großmut jenes Rächers dankte.

Er aber vergaß des Wadern nicht. Wohl wußte er, daß sich mit Geld nicht lohnen läßt, was er für ihn gethan. Doch ließ er es sich nicht nehmen, ihm eine Rente auszuwerfen, die für jene Zeit, da sein Fuß zu schwach würde, seines Amtes als Bergführer zu walten, sein Auge zu trüb, um seine zierlichen Gemsen und Hirche zu schnitzen, seine Lebensstage vor Sorge schützen sollte.

Alljährlich aber, wenn unter dem warmen Strahl der Sommer Sonne in grünem Bergeswald die Alpenrose ihren rotglühenden Kelch erschließt, wenn von steilem Hang der zarte Stern des Edelweiß herabwinkt, dann fühlt Groll seine Seele schwellen in Sehnsucht nach jenen lichten, klaren Bergeshöhen, deren Zauber ihn gefesselt hielt, in deren Schrecken er sein besseres Selbst gefunden. Und wenn dann wieder die frische Alpenluft seine Stirn umweht, wenn er nach froher, kühner Wanderung durch grüne Wiesen und dämmernde Waldeschatten, neben rauschenden Wildbächen und Wasserfällen, über Felsenwände und eischimmernde Gletscherfelder, von erhabenem Bergesgipfel Umschau hält über all die ungezählten Häupter, die seinem begeisterten Blicke sich erschließen, dann findet er — thals und heimwärts seine Schritte lenkend — neuen Mut und neue Kraft in seiner Seele, fortzuwirken an seinem edlen Werk der Sühne und des Segens.



hirt  
hat  
er  
der  
als  
nod  
der  
dur  
ihel  
mo  
Be  
des  
un  
sch  
brir  
Kre  
bezo  
und  
hing  
nich  
blie  
noch  
behe  
gizi  
mac  
was  
sich  
verp  
Wu  
etwo  
ihre  
wer



## Ein Freudenfeuer.

Von Hermine Billinger.



Der kleine Kuhhirt, im Dorfe nur der Bub genannt, hatte noch wenig Beachtung in seinem Leben erfahren; er nahm sein Mittagsmahl jeden Tag in einem andern Bauernhaus ein und legte seinen Löffel nie anders als mit dem Stoßseufzer weg: „Jetzt möcht' ich grad noch einmal von vorne anfangen.“

Die Schlafstätte hatte er bei einem armen Weib, der Kräuter-Mose. Diese verdiente ihren Unterhalt durch den Verkauf von Kräutern, die sie in die Apotheke nach St. Blasien trug, besaß nichts außer einem morschen Häuslein und war froh um die paar Pfennige, die ihr die Gemeinde für die Schlafstelle des Hirtenbuben zahlte; sonst kümmerte sie sich wenig um ihn, und der Bub mußte, wenn er einen besonders schwierigen Riß an seinem Kittel nicht zusammensbringen konnte, immer erst einen großen Haufen Kräuter sammeln und der Großmutter bringen.

„Ich bin nur fürs Bett und die Morgensupp' bezahlt,“ sagte sie, „man muß nit so dumm sein und der Gemeind' was umsonst thun.“

Aber gut war sie darum doch, und der Bub hing an ihr, denn über ihre Morgensuppe ging ihm nichts; die war so dick, daß der Löffel drin stecken blieb, und nach was allem sie schmeckte, hatte er noch nie ermitteln können.

„O ich kann noch ganz andere Suppe kochen,“ behauptete die Alte, „aber so lang die Gemeind' so gizig ist und kein ordentlichs Kostgeld für dich zahlt, mach' ich ihr gewiß nit den Narr, so gern ich dir auch was zu lieb thät.“

Der Bub fand das in der Ordnung und fühlte sich der Großmutter für diese Worte um so mehr verpflichtet, als außer ihr noch nie ein Mensch den Wunsch gegen ihn geäußert, er möchte ihm gern etwas zu lieb thun.

Aber die Existenz des Kuhhirten sollte eines Tages ihrem dunklen Los der Nichtbeachtung entrissen werden.

Es war im Sommer 1895, als dem kleinen Dorf an der Abstraße große Ehre widerfuhr. Das Fürstenpaar hatte der Gemeinde ein Kirchlein bauen lassen, und nun kamen die höchsten Herrschaften selbst von St. Blasien herüber gefahren, um das Werk ihres Baumeisters in Augenschein zu nehmen. Böllerschüsse ertönten, und es war alles geschahen, den Empfang der hohen Gäste so würdig wie möglich zu gestalten.

Am andern Morgen in der Frühe blieb der Hirt ganz gegen seine Gewohnheit mit emporgezogenen Knien und weit aufgerissenen Augen auf seinem Strohsack sitzen, statt wie sonst, sobald es tagte, das ihm in der dunkelsten Ecke der Küche angewiesene Lager zu verlassen.

Was ging ihm aber auch alles im Kopf herum, war doch der gestrige Tag der ereignisreichste seines Lebens gewesen!

„Bub,“ hatte der Bürgermeister vor der Ankunft der Herrschaften zu ihm gesagt, „da stehst an der Brück', und wenn der Landesvater kommt, ziehst's Hüttele, bleibst aber fest an deinem Platz, denn du bist der Hirt und gehörst zum Vieh.“

Und er hatte es befolgt; dicht an der Brücke hatte er sich aufgestellt, seiner Herde zugewandt, die ihren Weideplatz neben der zwischen Steinblöcken und Geröll einherfließenden Ab hatte.

Und so, mit dem Rücken gegen die Straße, war er auch beim Herannahen des Zuges stehen geblieben, hatte den Filz vom Kopf gerissen und mit weit hin schallender Stimme den Landesvater leben lassen; sodann hatte er in ein uraltes, längst ausgedientes Horn hineingeblasen, das so gräßliche Töne von sich gab, daß ein paar Ziegen in hellem Schreck über die umherliegenden Steinblöcke setzten.

Der Landesfürst aber hatte dem eifrig darauf losblasenden Buben unter herzlichem Lachen auf die Schulter geklopft; dieser war jedoch von seiner Hirtenpflicht so durchdrungen, daß er es selbst in diesem Augenblick nicht wagte, sich von seiner Herde weg und dem Fürsten zuzuwenden; erst als der Zug den kleinen Vorhügel bestieg, auf dessen Mitte das Kirchlein prangte, erlaubte er sich, dem Fürstenpaar nachzusehen.

„So, Buble, hast dein' Sach' brav gemacht,“ hatte der Bürgermeister nach der Abfahrt der Herrschaften zu ihm gesagt, „sollst auch eine große Schüssel Kaffee habe, heut' abend für die Ehr', die dir widerfahren ist.“

Eben an diese Ehre dachte er des Morgens beim Erwachen, die war's, die ihm zu schaffen machte.

Allein die Großmutter weckte ihn ziemlich unsanft aus seinen Betrachtungen: „Was ist mit dir?“ rief sie unter der Rükenthüre, „noch nix geschehe? — kein Feuer brennt, kein Wasser geholt, — was hast denn heut, Bub?“

„Ich hab' halt jetzt an andre Sache zu denke,“ sagte er.

„Oh um's Himmels willen, an was auch?“ fragte die Alte und stopfte eine Handvoll Reisig in den



Herd. „An was? wie könne Ihr auch so dumme Frage, — hab' ich's Euch nit gesagt, daß mich der Landsvater auf d' Schulter klopft hat? jetzt weiß ich viele, mit bene ich mich nimmer g'mein mach', und Ihr könnt Gott danke, daß Ihr so was Feins im Haus habt.“

„Warum nit gar,“ meinte sie, „wege selbem zahlst die Gemeind' noch kein Brösele mehr für dich.“ Der Bub erklärte: „Ihr seid halt wie der heilig' Thomas, der auch nie nix 'glaubt hat, — aber wartet nur.“

Droben im Berg bei seinem Vieh dachte er über den Fall nach und kam zu der Ansicht, daß man einen wie ihn nicht länger wie einen armen Teufel herum essen lassen dürfe, und wenn die Bauern nicht selbst darauf kamen, so war's an ihm, es ihnen zu sagen.

Gleich beim nächsten Mittagessen nahm er die Gelegenheit wahr, mit seinen Ansichten herauszurücken. Der Bauer, bei dem er aß, hatte sich den ganzen Teller mit Speckschnitten beladen, und der Bub belam das Kraut, wie immer. Der Hirt, der sich sonst nicht gemüßt bei Tisch, erhob mit einemmal die Stimme: „Ja ja, so geht's auf der Welt, mich hat der Landsvater auf d' Schulter klopft, und Ihr habt den Speck, aber die Ehr' ist mehr wert, und drum frag' ich den Dreck nach Eurem Speck.“

Dem Bauern blieb der Bissen fast im Hals stecken: „Du Bettelbub!“ fuhr er auf und hob die Hand zum Schlag.

„Halte,“ rief der Bub und duckte sich unter den Tisch, „mir ist mein Buckel jetzt viel zu nobel, als daß ich mir von jedem drauf 'rum trommeln lass', — ich g'fühl's noch, wie mich der Landsvater tätschelt hat, und drum gebe mir lieber ein Stückle Speck, Bäuerin, denn jez bin ich's wert.“

„Herr Jese, hat der Bub auf einmal ein Maul,“ sagte sie und legte ihm schleunigst ein Stück Speck auf den Teller.

Am Sonntag aß der Hirt bei seinem Pfleger, dem Gemeinderat; der hatte ein süßiges Weinle neben sich stehen, dem er eifrig zusprach, und der ihm die Nase mit dem schönsten Karmin färbte. Zu unterst am Tisch saß der Bub und wartete wie immer, bis sich der Bauer und die Bäuerin, die Kinder und der

Knecht satt gegessen und man ihm den Rest der Mahlzeit zuschob. Aber die alte Demut und Geduld war ihm abhanden gekommen, er fing an auf dem Tisch zu trommeln und fragte ganz lech: „He, wird's bald?“

„Oho, Büble, was soll denn das heiße?“ fragte der Bauer, „der Nachbar hat schon Klage geführt über dich, es sei kein Auskommen mehr mit dir, was ist dir denn auf einmal in den Kopf gestiegen, he?“

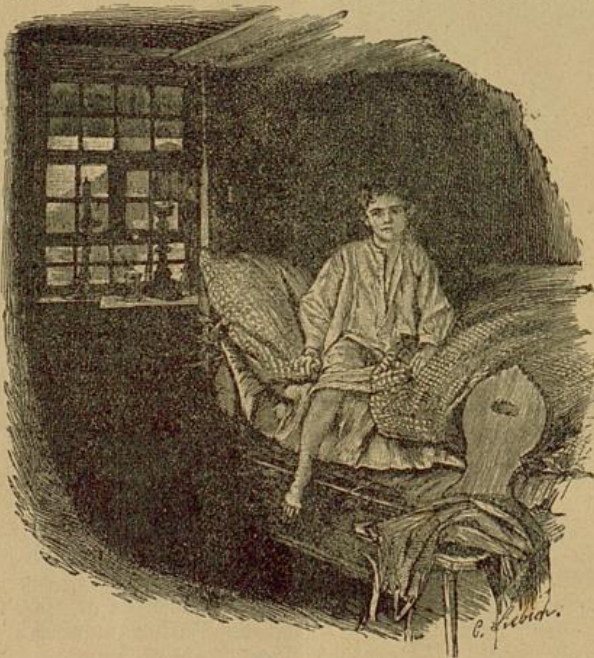
„Der Wein nit,“ gab der Bub zur Antwort, „aber 's thät' sich gewiß schieke, wenn ich auch einmal ein Gläsle auf dem Landsvater sein Wohl trinke thät', für die groß' Ehr', weil er mich auf d' Schulter klopft hat.“

Der Bauer lachte laut auf: „Geh her, geh in Gottes Name her, 's soll nit heiße, daß ich mich verwehrt hab', wenn du den Landsvater lebe lasse willst; 's kommt mir auf ein Schläckle nit an.“

Er hielt dem Hirten sein volles Glas hin, der's ansetzte und austrank, eh sich's der Bauer versah.

„Großmutter,“ sagte der Bub des Abends zwischen Thür und Angel stehend, denn in die blanzgescheuerte Stube durfte er nicht, „Großmutter, jez werdet ihr sehe, jez wird's bald 'rum sein, daß ich berühmt bin.“

„O Bub,“ seufzte sie, „was hilft's, wenn dir's nit einträgt, die Mittel sind die Hauptsach' in der Welt, die Ehr' kommt erst hintenach.“



Was ging ihm aber auch alles im Kopf herum!

Allein in der That, die bisher so unbeachtete Existenz der Gemeindewaise machte den Bauern plötzlich zu schaffen; keiner wollte den vorlauten Buben mehr am Tisch haben. Nun wußten sie längst, daß von den Behörden das Herumessen der Gemeindewaisen nicht mehr gern gesehen wurde, und es bereits da und dort eingeführt war, die Kinder bei einer Familie in Kost und Logis zu geben. Man hatte jedoch seither die Ausgabe gescheut und lieber ein bißchen Essen hergegeben als die paar Mark jährlichen Kostgeldes.

So kam's, daß die Großmutter eines Tages zum Bürgermeister gerufen wurde, bei dem sie leichenblaß und an allen Gliedern zitternd eintrat. Sie war fest davon überzeugt, irgend eines schweren Verbrechen angeklagt zu sein, von dem sie zwar nichts



wußte, heulte und schluchzte aber auf das jämmerlichste darauf los und beteuerte ihre Unschuld bei allen Heiligen des Himmels. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie endlich verstand, was der Bürgermeister von ihr wollte, — nämlich, ob sie gewillt sei, für ein Monatsgeld von vier Mark den Hirten ganz bei sich zu verköstigen. Es dünkte ihr ein Vermögen, und so war ihr und dem Buben geholfen.

Er aber vergaß der Ursache seines jetzt so viel menschenwürdigeren Daseins nicht, drum als der Sommer 96 herankam und allerwegen im Land von nichts anderem die Rede war, als von des Landesfürsten siebenzigstem Geburtstag, da nahm sich der Bub vor, ein Freudenfeuer anzuzünden, so groß und herrlich wie nie eines im Thal gesehen worden war. Fast drei Stunden hatte er zu steigen bis zum Gipfel des felsigen Riesens, der sich kahl und spitz aus den dunkelbewaldeten Nebenbergen erhob. Das ganze Abthal ließ sich von da oben übersehen mit seinen Dörfern, hellblinkenden Bächen und spitzen Kirchtürmlein; St. Blasians runde Domkuppel aber ragte mächtig aus dem Schwarz der Tannen und dahinter stieg der Feldberg auf.

Indes der Bub sah von alledem nichts; ihm lag nur eins im Sinn: im Schweiß seines Angesichts schleppte er das Holz herbei für sein Freudenfeuer und brachte jeden Sonntag da oben zu, ob es regnete oder die Sonne schien.

Eines Abends berichtete er der Alten: „Jetzt geht mir mein Holzhaufen schon hoch über den Kopf, und wir sind erst im Juli, gebt acht, wenn der Landsvater mein Bergfeuer sieht, wird er gleich herkomme und sage: Das war 's allerhöchste!“, und der Bürgermeister wird's ihm sagen: 's ist im Hirt seins. Glaubt Ihr, er kennt mich noch?“

„Oh auch, Bülbe,“ rief die Großmutter aus, „weist denn nit, sie bleibe ja nur den Juli in St. Blasien, im September sind sie schon lang wieder z' Karlsruhe?“

„O Ihr,“ fuhr der Bub auf, „jetz freut mich mein ganzes Bergfeuer nimmer, und Ihr sind schuld.“

Sie lachte und kochte die Abendsuppe, die der Bub zum erstenmal ohne allen Genuß verschlang.

„He, he,“ fuhr die Alte ihn nach einer Weile an, „soll ich vielleicht 's Sach' aufwäsche heut?“

Er nahm den Suppentopf und die zwei Zinlöffel und ging verdrossen damit zum Brunnen. Nach einer Weile kam er wieder herein, aber mit einem ganz anderen Gesicht.

„Großmutter,“ sagte er, sich dicht vor sie hinstellend, „ich hol' Euch zehn Woche nacheinander alle Tag ein Körble Kräuter, wenn Ihr mir Euer Feder gebt und ein Briesle nach St. Blasien mitnehmt, daß ich keine Mark kause brauch'.“

„Ja, Bub, an wen willst denn du um's Gotts wille schreibe?“

„An den Landsvater wegerm Bergfeuer; für die Bauere hab' ich das viel Holz nit zusammengesetzt; wollt Ihr mein Briesle ins Kurhaus bringe oder wollt Ihr nit, Großmutter?“

Sie überlegte: alle Tage ein Körblein Kräuter, das war ihr sehr verlockend, — warum sollte sie dem Buben den Wunsch abschlagen, — sie konnte ja den Brief ruhig in den Bach werfen, der sagte es nicht weiter.

„Nun ja denn,“ meinte sie, als der Hirt von neuem in sie drang, „so schreib in Gottes Name, ich nehm' dein Briesle mit.“

Er machte sich sofort ans Werk, indem er seinen Schulsack herbeiholte und den Tisch ans Fenster rückte. Die Alte kam mit der Feder und blieb dann hinter dem Buben stehen, die Arme in die Seiten gestemmt und mit dem ganzen unverzüglich und mit dem heiligsten Eifer begann:

„Lieber Herr Großherzog von Gottesgnaden.

Ich und im Dorf ist alles Gesund. gott Lob. Auch mit dem Vieh habe ich mehr Glück. Im letzten Sommer ging es mir Schlimm. Es ist ein kleines Kalb das Beste davon das kam mir zwischen zwei Baumwurzeln mit dem Fuß dazwischen und weil es wieder heraus wollte brach es sich den Fuß und zwar so Gewaltig daß in folge das Schnelle schlachten hat sein müssen. Auch bitte ich Ihnen um Verzeihung daß ich auf eine Seite vom Schulheft schreibe, die ich herausgerissen habe und nicht mit der Post geschrieben. Aber die Großmutter ist so gut und nimmt Jhn gott Lob mit.



*C. Lischke*

„Lieber Herr Großherzog von Gottesgnaden.“



Lieber Herr Großherzog ich habe Ihnen nur sagen wollen damit Sie es gleich wissen wenn am nächsten Sonntagabends 9 ein herrliches Berg Feuer brennt. Ich bin's. Es ist für den Geburtsstag. Nur ein wenig zu früh. Aber das macht nichts. Ich bitte Ihnen es als eine große Freude anzusehen, die ich Ihnen habe Allein machen wollen. Nicht für die gewöhnlichen Leut im Thal, für die habe ich das viele Holz nicht geschlebt. Es wird ein noch nie dagewestes Berg Feuer sein denn es hat mir große Strappazien gemacht. Auch liegt mir nichts daran was der Bürgermeister sagt, wenn nur Sie wissen warum. Lieber Herr Großherzog, ich bitte Ihnen um Verzeihung wenn ich jetzt kleiner schreibe. Es ist kein Platz mehr. Bleiben Sie gesund. Und haben Sie keine angst ich werde auch am 9. Septem. ein Berg Feuer machen. Aber nicht so groß. Ich und Alle im Dorf werde mich sehr freuen Ihnen wieder Einmal zu sehen. In jede Kutschke werde ich schauen. Es grüßt Ihnen Vielmal

Ihr Dankschuldiger  
Hirt.

Es geht mir jetzt recht gut bei der Großmutter, denn sie war Köchin in Freiburg beim Väckerschmied drum kann sie's. Noch viele Grüsse an die liebe Frau Großherzogin und sie sollen Alle zwei Gesund bleiben. Jetzt muß ich aber Schließen denn es nimmt Alles ein End auch Ich."



„Esel, Unglücksmensch! Hannes, was hast du gemacht?“

**„Und er sah sie fortgerissen,  
Spielen in der Wellen Tanz!“**

Schiller.

In einem Städtchen im Neckarthal — es ist heftig — steht ein Wirtshaus, das trotz seinem vornehmen Schilde „Zum Fürstenaauer Hof“ ein recht braves Haus ist, für vornehme und geringe Leute, und im heißen Sommer ist es stark besucht von „Luftschnappern“ aus Darmstadt und Frankfurt. Der Hinkende kehrt gerne dort ein, und nicht allein wegen der großen heftigen Schoppen, die leider nur noch zu den angenehmen Erinnerungen gehören, sondern sonst auch, und weil Herr Berthold ein netter, jovialer Mann ist, der seine guten Speisen und Getränke mit einem gesalzenen Späßlein zu würzen versteht, und wenn es sein muß, auch mit einem gepfefferten.

Ein solches gepfeffertes Späßlein hat der Hinkende

selbst mit angesehen. Nämlich außer von den vornehmen „Luftschnappern“ wird sein Gasthaus auch noch von andern Sommergästen stark besucht, die ihm weniger angenehm sind: ordinäres Volk, das im „Fürstenaauer Hofe“ nur schwarokt und nicht bezahlt — die Stubenfliegen. Für diese Gäste hat er eine besondere Suppe bereitet: Milch, die er der bessern Verdauung wegen mit gestoßenem Pfeffer würzt und die er den geflügelten Schwarokern in gastfreundschaftlicher Weise an verschiedenen Plätzen seiner Gaststube zur freien Verfügung stellt.

Kommt eines Tages Herr Berthold in die Wirtstube und sieht zu seinem maßlosen Erstaunen, wie ein Odenwälder Bäuerlein einen Teller mit der gepfefferten Fliegensuppe vor sich stehen hat und den Rest einer Blutwurst, die nach dem noch vorhandenen dicken Wurstzipfel zu schließen von bedeutenden Dimensionen gewesen sein mußte, in der Pfefferbrühe tuunt und mit großem Behagen in seinen breiten Mund schiebt.

„Wart nur,“ dachte Herr Berthold, „ich will dir's eintränken, meinen armen Fliegen ihr bißchen Suppe wegzueßen.“ „Schmeck's, Hannes?“

„Wohl, wohl, Herr Berthold,“ erwiderte der Bauer und ließ auch den Wurstzipfel in seinem Munde verschwinden. „An erst die Soof! Ah!“ und er setzte den Teller an den Mund und schwenkte mit dem Rest der Fliegensuppe den Wurstzipfel hinunter.

„Soofe?!“ rief der Wirt und schlug in gut gespielter Entsetzen die Hände zusammen: „Esel, Unglücksmensch! Hannes, was hast du gemacht?! Ich glaube gar, du hast einen Teller voll Muckengift gefressen?!“

„Muckengift?“ erwiderte Hannes mit einem ungläubigen Gesichte, „ich g'spür nix, s' hat mer g'schmeckt. Ich hab' g'meint, es sei e Pfeffersoof. E bißel brenne thut mer's im Hals!“

„So brennt dich's schon? Es wird dich gleich auch im Leib brennen! Arsenik! Kerl, du bist kaput, wenn du nicht augenblicklich ein Brechmittel einnimmst.“

Ein Brechmittel? Das wollte dem Hannes gar nicht behagen, denn das wurde ihm furchtbar klar, daß ein Brechmittel ihn nicht allein von der Fliegensooße befreien, sondern daß es auch der Blutwurst an den Krügen gehen werde, die ihm eben noch so gut geschmeckt, und für die er zwanzig Pfennig bezahlt hat.

„So e bißel Arsenik wird mer nix schade, mer giebt's ja de Säul au zu fresse,“ meinte der arme Hannes kleinlaut. „Thut's e Schnaps net auch?“



„Ein Schnaps? Hannes, Unglücklicher, bist du denn verrückt? Doch da kommt der Herr Doktor und der Herr Oberförster. — Meine Herren,“ sagte Herr Berthold und der Schelm zuckte ihm um den Mundwinkel, „Sie kommen gerade recht! Dieser Mensch da hat mir einen ganzen Teller voll Fliegengift ausgehossen und weigert sich nun, ein Brechmittel zu nehmen.“

„Aber die Worscht, und die Unkosten!“ jammerte der Hannes.

Die beiden Herren, die gekommen waren, ihren Nachmittagskaffee zu trinken, kannten sehr gut die Eigenschaft des Berthold'schen Fliegengiftes, die wohl geeignet war, eine Mücke, aber keinen Odenwälder Bauern umzubringen, und waren keine Spielverberber, wenn Freund Berthold einen seiner gepfefferten Späße losließ.

„Die Apotheke bezahle ich,“ sagte der Herr Oberförster in großmütiger Laune.

„Und ich thue es umsonst!“ sagte der Doktor, und riß ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche. Und dem Oberförster flüsterte er zu: „Es wird ohnedies nichts schaden, so einen Bauernmagen einmal tüchtig auszureiben, und Berthold hat ganz recht, der Kerl muß bestraft werden für seine Gefräßigkeit.“

„Da ist das Rezept! Und nun marsch, fort in die Apotheke, ehe es zu spät ist!“

Dem Hannes wurde angst und bang bei diesen Vorbereitungen zu seiner Rettung, zumal ihn auch der Pfeffer tüchtig ansing im Halse zu brennen. Willenlos ließ er sich hinunterführen in den Grasgarten, um dort dem durchfließenden Forellenbache sein Opfer darzubringen.

„Hier sind die Pulver!“ rief der Hausknecht, der atemlos herbeirannte.

Hannes warf einen bedenklichen Blick auf die drei umfangreichen Pakete: „Ach Gott, ach Gott! I werd doch net ins Gras beiße müsse?“

„Schluck, Hannes, oder du mußt beißen!“ rief Herr Berthold.

Hannes schnitt eine fürchterliche Grimasse und schluckte das eine in eine ungeheure Oblate eingewickelte Pulver hinunter.

Doch die Wirkung blieb aus und die Blutwurst triumphierte.

„Das ist keine Portion für einen Odenwälder Bauernmagen. Rasch, noch eins hinunter,“ rief der Doktor.

Jetzt aber begann es in dem Hannes zu rumoren wie in einem Vulkane unmittelbar vor dem Ausbrüche: der Pfeffer, die Wurst und das Pulver kämpften einen erbitterten Kampf, keines wollte weichen, und lange blieb es unentschieden, ob der Apotheke oder der Wurster den Sieg davontragen werde. Schon wollte der Doktor mit einem dritten Pulver vorgehen, da triumphierte endlich der Apotheker, und die Feinde mußten sich übergeben, — Gott Repton hatte seine Beute.

„Hannes,“ sagte Herr Berthold teilnehmend, „wie ist dir jetzt?“

Hannes aber starrte schweigend in das Bäcklein, das seine wiedererstandene Blutwurst dem nahen Jartbach zutrug:

„Und er sah sie fortgerissen,  
„Treiben in der Wellen Tanz,“

und eine Thräne stieg ihm ins Auge. Dann seufzte er tief und sagte: „'s isch nor schad' um die Worscht!“

### Das Geheimniß der Postille.

Lebensbild von M. R.



ieder so spät und das Mädel noch nicht da. Es ist heute auf die jungen Leute doch kein Verlaß!“ So sprach die alte Frau Heinze vor sich hin, während sie mit der runzeligen, gichtgekrümmten Hand die angelaufenen Fensterscheiben abwischte und in das Dunkel

des Februarabends hinauspähte. Die Alte bewohnte die kleine, niedrige Wohnung im Seitengebäude der Villa, welche dem Hofrat Bär gehörte, in dessen Diensten der verstorbene Ehemann als Kutscher gestanden hatte. Manches Jahr war seitdem verfloßen, — die gute Alte hatte ihr Kreuz redlich getragen. Aber sie hatte noch soviel gehabt, daß sie das Kind ihrer verstorbenen Schwester in der Furcht Gottes erziehen konnte. Lotte war eine geschickte Plätterin geworden und verdiente hübsches Geld, von dem ein Teil auf die Sparkasse wanderte. Leider hatte das Mädchen ihr Herz an einen jungen Menschen verschent, der leichtsinnig und vergnügungssüchtig war und über schlechte Zeiten, lange Arbeitszeit und geringen Lohn klagte.

Draußen tobte der Tauwind, das Wetter war umgeschlagen, ein häßlicher kalter Regen schlug an die Fenster; die alte Frau ging fröstelnd an allen Gliedern zum Ofen, um neue Kohlen auf die Glut zu legen. Ihre alte Katze war ihr gefolgt und rieb sich schnurrend den Rücken am Knie der Alten, die vor dem Herdloche kauerte. Sie strich liebevoll mit der Hand über das Fell des Tieres, dann erhob sie sich, stellte zwei geblümte Tassen und Butter und Brot auf den Tisch, rückte die blecherne Kaffeekanne von der heißen Ofenplatte und setzte sich dann in den alten lederüberzogenen Sorgenstuhl, griff nach der auf der



Lehne des Sofas liegenden alten Hauspostille und fing an darin zu lesen. Eine wohlige Wärme und Stille war in dem kleinen Stübchen, einfache, alte gebiente Möbel, aber fest und dauerhaft, — das Bild der Sauberkeit. Das friedvolle, ehrliche, von schneeweißen Haaren umrahmte Gesicht der alten Frau wurde vom Lampenschimmer beleuchtet. Die alte Schwarzwälder Uhr hob aus und schlug neun. Die alte Frau sah auf, die Kasse neben ihr fuhr sich mit der Pfote über das Gesicht.

„Ei, Miez, du puzt dich ja noch! Da giebt es noch Besuch,“ und im Anschluß an ihre Worte tönten Schritte unter dem Fenster. Die Thür öffnete sich und Lotte, gefolgt von einem jungen Manne, trat ein.

„Guten Abend, Mühme Heinze!“

„Nur herein, Franz, und die Thür zu, damit es in der Stube nicht kalt wird!“ rief das junge Mädchen jenem zu.

„Gelt, Mühme, es ist heute spät geworden, aber du schilst nicht! Ich mußte mit dem Franz ein Glas Bier trinken . . .“

Die alte Frau schüttelte mißbilligend den Kopf, schlug das Buch zu und holte den Kaffee aus dem Ofen. Sie goß die Tassen voll und bot dem jungen Manne, der ungeniert seine Cigarre rauchte, auch eine Tasse an. Lotte hatte sich rasch ihres Mantels und ihrer Kapotte entledigt und fuhr, vor dem Spiegel stehend, mit der Hand ordnend durch ihre Stirnlöcher.

„Nun, Lotte, ich dächte, es würde Zeit, daß du an den Tisch kämest; ich habe deinetwegen mit dem Kaffee gewartet.“

„Ach, du gute, liebe Mühme, nun wollen wir aber gleich trinken. Franz, wo hast du denn das Paket?“

„Ach, das habe ich gewiß im Schweizergarten liegen lassen.“

„O weh, Mühme, Franz hatte gefüllte Pfannkuchen gekauft . . .“

„Sieh, das kommt von dem langen Sitzen in der Restauration. Ich weiß nicht, Kinder,“ hob die alte Frau an, „wie ihr das mal in euerm Ehestande ausführen wollt. Du, Lotte, solltest vernünftiger sein und das Geld besser zu Rate halten; da wird es wohl mit dem Heiraten noch im weiten Felde bleiben.“

Das Mädchen schwieg und schaute verlegen auf den jungen Mann.

„Darán denken wir nicht, Mühme!“ entgegnete Franz herausfordernd, „im Gegenteil, wir sind heute abend einig geworden, sobald als möglich zu heiraten. Lotte soll nicht länger den Narren für die feinen Herrschaften machen, — wir heiraten zum März, verstehen Sie, Mühme!“

Die alte Frau hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt und das Strickzeug war ihr in den Schoß gesunken.

„Heiraten?“ kreischte Frau Heinze, „in diesem Alter? — ich war dreißig Jahre alt, als ich meinen seligen Mann heiratete, und habe meinen Becher Trübsal noch redlich leeren müssen. Und du, Lotte, wärst ins Waisenhaus gekommen, wenn ich nicht Mutterpflichten

an dir geübt hätte. Kinder, ich hätte es ja in der Ewigkeit zu verantworten, wenn ich euch beide unerfahrene Menschenkinder so ins Unglück rennen ließe.“

„Nun, Mühme, ich bin jung und verstehe mein Fach, und wir gehen großen Dingen entgegen. Es muß mehr verdient werden, die Zeit wird es lehren!“ betonte der junge Mann, seinen Platz verlassend. „Die Thatsache steht fest, Mühme, Lotte und ich heiraten in vier Wochen. — Gute Nacht zusammen!“

Er ging. Die alte Frau erhob sich schmerzlich seufzend und verschloß die Flurthür. Dann nahm sie Holz hinter dem Ofen hervor und schnitzelte kleine Espäne zum Abrennen für morgen früh. Das junge Mädchen hatte sich zu schaffen gemacht und vermied es, die Mühme anzusehen. Doch als sich jetzt die alte Frau wie gebrochen in ihren Stuhl fallen ließ, war es mit ihrer Fassung vorbei. Leise weinend legte sie ihr Gesicht an die Wange der Alten.

„Gute, liebe Mühme, du gehst mit mir, du sollst sehen, es wird alles gut. Franz ist von Herzen gut, nur etwas hitzig; aber es wird schon alles besser gehen, als du denkst. Wenn ich erst verheiratet bin, kann ich immer noch zuverdienen, ohne daß es Franz merkt.“

„Kind, Kind!“ erwiderte Frau Heinze. „Ich fürchte, ich habe fehlgegriffen, daß ich dich nicht in einen rechtschaffenen Dienst that und dich plätten lenen ließ. Ihr seid zu früh selbständig, ihr jungen Leute, das ist es eben, warum mir bangt, wenn ich an eure Zukunft denke. Die Unzufriedenheit von Franz in seinem Berufe, die Aufreizung seitens gewissenloser Menschen, denen er nur zu willig Gehör schenkt. — Bei euren Ansprüchen an das Leben reicht der beste Verdienst nicht aus. Sieh, Lotte, du warst von jeher mein Augapfel, und diese von der Sicht gekrümmten Hände haben sich redlich bemüht, dir das Leben leicht zu machen, und jetzt, wo ich müde werde, an meinem Lebensabende, wo ich noch einige friedliche Jahre mit dir zu verleben gedachte, willst du mich verlassen?“

Die alte Frau brach in Thränen aus.

„Meine liebe Mühme,“ schluchzte Lotte, „wir bleiben zusammen, du gehst mit mir.“

„Mein Kind,“ sagte die Alte feierlich, „ich bleibe hier. In diesem Stübchen will ich, so Gott will, meine Augen schließen. Und manchmal ist es mir, als wäre der Zeitpunkt nicht mehr fern. Du aber, Lotte, versprich mir, deinen Ehestand mit Gott zu führen; und nun komm zur Ruh, Gott möge alles zum besten wenden!“

Der März war so mild und lieblich erschienen, die Schneeglöckchen und Krokus blühten im Freien und der dritte Sonntag war ein besonders klarer Sonnentag, als Franz mit seinem jungen Weibe zur Kirche fuhr. Zwar sollte es bei der Ceremonie auf dem Standesamte verbleiben, aber Lotte hatte mit Bitten und Thränen nicht nachgelassen, und so hatte er denn — wie er sagte — sich den Weibsleuten nochmals gefügt. — Lotte, im weißen Kaschmirkleide, mit dem Myrtenkranz im Haar, war eine reizende Braut

gen  
An  
sein  
Ge  
Lei  
der  
Be  
M  
fal  
jun  
ebe  
Ge  
sta  
Ne  
und  
nüt  
gei  
red  
stie  
best  
Lot  
Tre  
rich  
Fra  
in  
Lot  
Bes  
jun  
die  
hatt  
Ha  
da  
dien  
schn  
Buc  
geli  
gehe  
gute  
und  
gan  
Der  
rede  
gott  
läng  
je u  
öfter  
hatt  
löck  
bei  
schw  
aus,  
Wir  
sie n  
zurü



gewesen, und der Bräutigam hatte im schwarzen Anzug sein ausgelesen. Nur Lotte hatte sich noch seinem Willen nicht als Nonne kleiden sollen. Frau Heinze hatte sich in alles gefügt; sie hatte Lotte, so gut es in ihren Kräften gestanden, mit gutem, festem Leinwandzeug ausgesteuert, während das Geld auf der Sparkasse für Anschaffung von Möbeln und Betten verwendet worden war. Freilich hatte die Muhme in schmerzlichem Erstaunen die Hände gefaltet, als sie zum erstenmale die Wohnung des jungen Paares betrat. Ein rotes Plüschsofa mit ebensolchen zwei großen Stühlen, eine sogenannte Garnitur, ein von der Decke bis fast zum Fußboden reichender Spiegel, ein großer Teppich — die alte Frau stand erstarrt —, das Schlafzimmer, ebenfalls der Neuzeit entsprechend eingerichtet, die Küche blinkend und prunkend, statt soliden tüchtigen Hausrats unnütze Tändeleien. Sie glaubte sich in der Wohnung geirrt zu haben, allein ihre müden Füße sagten ihr redlich, daß sie die vier Treppen bis zu Lotte erstiegen hatte.

„Ach, Muhme, ich bin zu glücklich, Franz ist der beste Mann. Und habe ich es nicht reizend?“ rief Lotte aus.

„Kind, Kind!“ rief die Alte, noch atemlos vom Treppensteigen, „wie ist es möglich, euch so eine Einrichtung anzuschaffen? Das ist weit über euern Stand. Franz hätte sein Erspartes anders anlegen sollen als in solchem Luxus!“

Ersparnisse! — Ach die gute Alte ahnte nicht, daß Lottes Geld in einen Bazar gewandert war, dessen Besitzer noch eben eine so große Summe von den jungen Leuten zu fordern hatte.

Der Sommer verging, hin und wieder besuchte die junge Frau die Muhme. Franz kam selten, er hatte keine Zeit, das Wirtshaus war ihm lieber. Zu Hause aber wollte das Wirtschaftsgeld nicht reichen, da die Abzahlung im Bazar einen Teil des Verdienstes verzehrte. Das weiße Brautkleid und der schwarze Anzug für Franz standen gleichfalls noch als Buchschuld und beides hatte auf dem Tanzboden sehr gelitten. Ach, die Muhme hatte wieder einmal recht gehabt, sie hätte das schwarze Kleid, welches ihr die gute Alte zur letzten Weihnachten geschenkt hatte, und worin sie mit ihr erst einmal zu Gottes Tische gegangen war, recht gut zur Trauung anziehen können. Der Spruch, welchen der Geistliche in die Traureden eingeflochten: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und läßt ihm genügen!“ war Franz längst verhaßt geworden, er war unzufriedener denn je und tadelte täglich das Essen. Freilich kam es öfters vor, daß solches nicht das nötige Gewürz hatte, denn Lotte verträdelte viel Zeit, die Stirnlöcherchen mußten alle Tage gebrannt werden — und bei dieser Zeitvergeudung wurde auch das Geld verschwendet. Wie anders sah es bei ihrer Nachbarin aus, die bei fünf Personen am Tische mit ihrem Wirtschaftsgelde auskam! Aber deren Rat wollte sie nicht hören, und so kam es, daß es immer mehr zurück als vorwärts ging.

Der Herbst färbte das Laub der Bäume gelblich. Lotte hatte sich wieder einmal eines schönen Tages auf den Weg gemacht, die Muhme zu besuchen. Die junge Frau saß der Alten gegenüber im heimlichen Stübchen; ach wie verfallen sah die Muhme aus! Die Thränen stiegen Lotten ins Auge.

„Bist du auch ganz wohl, liebe Muhme?“  
„Ich, Kind, wie man wird, wenn man über siebzig ist, die Kräfte nehmen ab; nun, ich denke, bereit zu sein, wenn unser Herrgott ruft. Aber du, Lotte, wie siehst es mit dir; warum seid ihr, du und Franz, so lange, lange nicht Sonntags bei mir gewesen?“

Die junge Frau beugte sich über ihr Strickzeug und nahm eine heruntergefallene Masche auf.

„Ich, du weißt ja, liebe Muhme, Franz geht gern außerhalb, ich mußte immer mit, und in der Woche, die Tage werden schon so kurz, ich habe wenig Zeit — — Franz — —“

„Ich weiß schon, Lotte, ihr seid fast jeden Abend in öffentlichen Lokalen, und wenn es auch wirklich nicht viel kostet, so geht doch der Geist des Friedens und der Häuslichkeit weg, und wo das ist, da tritt der langsame Verfall, der Ruin ein. Glaube mir, Kind, ich blicke auf ein langes, arbeitsames Leben zurück, und in meiner kurzen, glücklichen Ehe hat das Wort — sie deutete mit der rechten Hand auf den an der Wand hängenden Haussegel — „Bete und arbeite!“ stets obenan gestanden, und ich kann dich nur herzlichst bitten, liebe Lotte, suche deinen Mann für diesen Wahrspruch zu gewinnen. Ihr seid auf schiefer Ebene, es geht langsam mit euch abwärts. Weine nicht, Kind, komm, lies nur aus dem Buche das „Gebet in Kümmernissen!“ Es hat mir oft Trost gebracht, wenn die Wogen der Trübsal mich überfluten wollten, und nun geh mit Gott, mein Kind, suche liebevoll auf deinen Mann einzuwirken, und du, Lotte, thue mehr wie deine Pflicht, lerne bedenken, daß nur der vor Armut geschützt ist, der mehr einnimmt, als er ausgiebt.“

Lotte blickte ihre Pflegemutter einen Augenblick prüfend an, dann berührte sie noch einmal deren Schulter, indem sie sagte: „Muhme, ich selbst geize für mich, aber Franz — sein ganzes Vergnügen ist die Bierbank, — dort findet er gleichgesinnte Kameraden, denen auch das Wirtshaus lieber ist als ihre Häuslichkeit!“

„Das ist schlimm, Lotte,“ bemerkte Frau Heinze, den Rand der blauen Schürze streichend. „Aber harre aus, durch Trübsal kommt der Christ zum Ziel — und du, das weiß ich, hast noch Gottesfurcht in dir, und wer diese hat, der befindet sich auf dem rechten Wege!“

Die Alte erhob sich, um noch einen Gang hinaus nach dem Hofe zu thun und zu sehen, ob der Hühnerstall gut verwahrt sei.

„Nun, gute Nacht, liebe Muhme!“ sagte Lotte, der alten Frau die knöchernen Hand drückend. „Wenn du meiner Hilfe bedarfst, so bin ich jederzeit schnell hier . . .“

Die Alte nickte leicht mit dem Kopfe, und beide trennten sich.



Franz kam an diesem Abend später als gewöhnlich nach Hause und in schwer zu beschreibendem Zustande, er hatte offenbar zu viel getrunken. Das vorgesezte Abendbrot war ihm zu einfach und er schob es trotzig zurück.

„Na, es wird Zeit, daß dem Hungerleben ein Ende gemacht wird. Ha, ha, sie sollen es schon fühlen, die Herren, der Streik ist vor der Thür, warte nur, der Neunstundentag ist in Sicht, wir wollen nicht länger Arbeitsflaven sein!“

„O Franz, ich bitte dich, thue nicht mit; sieh Müllers an, wie ruhig und zufrieden dieselben leben. Die Muhme hat recht, es giebt zu viele Leute, die nicht einmal wissen, warum sie streiken. Laß uns ein ruhiges, christliches Leben führen! Und nun, denke an unsere Schulden! Wenn wir mit der Abzahlung nicht einhalten können, wie soll es werden? Der Winter ist vor der Thür, und du weißt...“

„Höre auf mit deinem Gewinsel. Man merkt es gleich, wenn du bei der alten Betschwester draußen gewesen bist, — und dem Mucker da drüben werde ich bei nächster Gelegenheit meine Meinung sagen, er soll mir nur kommen mit seinen Moralpredigten! Ich sage dir, wir müssen siegen — ha, ha, ich nicht mit streiken! Der erste bin ich bei der Sache. Wenn es nur erst lösginge!

Wir halten es aus, wir haben Millionen in unserer Kasse. Und du, das sage ich dir, geh mir nicht mehr zu dem scheinheiligen Pack da drüben, sonst sprechen wir uns. Lege dich zu Bett, ich gehe noch einmal fort, es gehen heute große Dinge vor sich!“

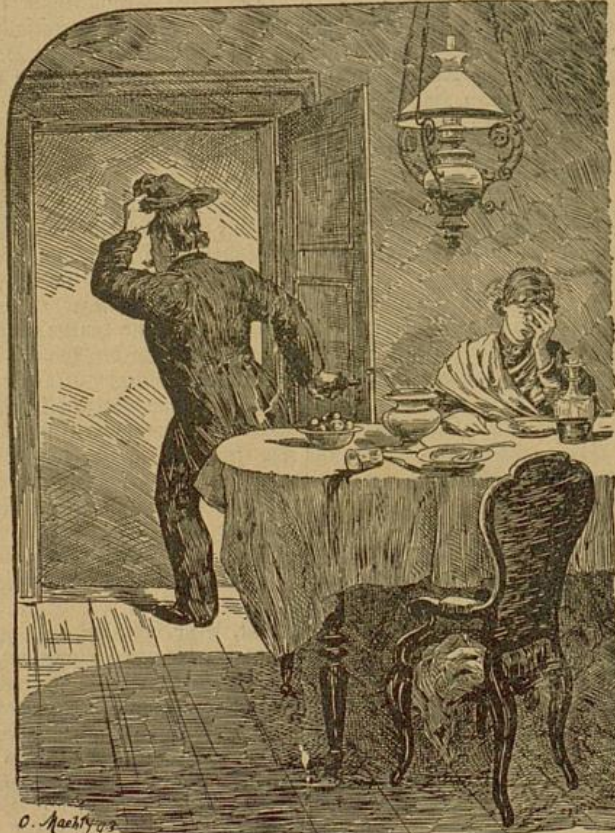
Brummend riß er den Hut vom Nagel und ging. Lotte war auf ihren Stuhl gesunken. Das also war ihre Ehe, ihr erträumtes Paradies! Darum hatte sie das beste, treueste Herz, das für sie auf dieser Welt schlug, so bitter getränkt! — O wie wahr, wie prophetisch hatte ihr die alte Muhme das Leben geschildert! Kamem nicht schon Sorgen und Not von allen Seiten an sie heran? Doch zugleich mit der

innern Einkehr in sich selbst kam der feste Entschluß, ein neues Leben zu beginnen, zu versuchen, mit Gottes Hilfe größeres Unheil aufzuhalten. — Sie ging zur Ruhe und nezte ihr Kopfstissen mit Thränen.

Der Streik war erklärt; täglich zogen Haufen verblendeter Menschen hinaus auf die Dörfer. Frauen und junge Mädchen beteiligten sich an diesen Ausflügen und stellten sich mit unter die besondere Wachsamkeit der Polizeiorane. Einer der größten Wähler aber war Franz Nothe, der durch gewandte Reden

sich die Zuneigung aller seiner Kollegen erworben hatte. Nur daheim bei dem schwachen Weibe war er machtlos; Lotte wollte von diesem tollen Treiben nichts wissen. Ihr einziger Gang war zu ihrer Muhme, und gestärkt und getröstet verließ sie stets das Stübchen der Alten. Eines Tages aber kam der Bruch, der Inhaber des Bazars hatte das ganze Meublement wieder hinweggeholt, und der Hauswirt kündigte das Logis. Er hatte sich auch erboten, den restierenden Mietzins zu erlassen, wenn Nothe die Wohnung sogleich räume. Lotte war gewissermaßen erfreut über diese schnelle Änderung ihrer Lage und zufrieden.

Dabei aber fand sie überall Mitleid, denn die Leute wußten es ja, daß ihr Ehemann der schuldige



Brummend riß er den Hut vom Nagel und ging.

Teil an jener häuslichen Verrüttung war und das schwache Weib es oft versucht hatte, denselben von seinen Irrwegen abzubringen.

Es war in der zweiten Woche des Dezember, eine ungemütliche, nasskalte, regnerische Bitterung herrschte schon den ganzen Monat.

Lotte saß in ihrer kleinen Küche und nähte eifrig Schürzen; ein spärliches Feuer brannte nur im Ofen, — ach, sie waren so teuer, die Kohlen — alles so teuer, daß die Mittel nur für das Nötigste ausreichten. Ein Klingeln an der Thür nötigte sie von ihrem Platz, ein kleiner Knabe stand draußen. Es war der Sohn einer Höckerin, die mit der Muhme befreundet war.



„Einen Gruß von Mutter, und Frau Nothe möchte doch zur Muhme kommen, sie sei schon seit vorgestern krank. Es würde gut sein, wenn die Kranke für die nächste Nacht jemand bei sich hätte!“ bestellte der Kleine.

„Ich komme sogleich,“ sagte Lotte, indem sie dem Knaben folgte, um bei der Nachbarin zu bestellen, daß Franz, wenn er nach Hause komme, sich zur Muhme begeben möge, um sich mit ihr zu versöhnen. Dann eilte sie hinaus in das nagelalte Wetter, der Wohnung der Kranken zu. Leise öffnete sie die Thür; Frau Meyer, ebenfalls eine arme Witwe, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen war, bereitete gerade eine Tasse Thee für die Patientin. Lotte drückte der guten, hilfreichen Frau die Hand und trat sodann ans Krankenbett. Schwer atmend lag die alte verfallene Gestalt in den Kissen. Lotte unterdrückte mit Mühe ein Schluchzen und ergriff die fieberheiße Hand der Alten.

„Liebe Muhme, ich bin es, deine Lotte!“

Mühsam öffnete Frau Heinze die Augen.

„Meine gute Tochter, bist du da? — Ach, Lotte, ich bin so krank, — weine nicht, — ich glaube, es ist das Ende. Bleibe bei mir, — laß mich nicht allein, — kommt dein Mann nicht?“

„Er kommt,“ schluchzte Lotte, „ich glaube es bestimmt,“ während sie auf einen Stuhl am Bette der Kranken sank und deren Hand in der ihrigen hielt.

„Frau Nothe,“ wandte sich die Meyer an Lotte, „ich will jetzt auf einige Stunden nach Hause gehen; sollte es schlimmer werden, so bin ich in der Nähe.“

„Gewiß, liebe Frau, — ich bleibe hier, ich gehe nicht wieder.“

Die Hüterin verließ mit einem leisen „Gute Nacht!“ das Stübchen, um nach ihrer Behausung zurückzukehren, wo die beiden Kinder sich allein überlassen waren.

„Kann ich dir eine Erleichterung verschaffen, liebe Muhme?“ fragte Lotte nach einer Weile leise.

„Nichts, nichts, mein Kind; ich bin glücklich, daß ich dich hier habe. — Wie das Leben wechselt, liebe Tochter. — Wie du jetzt an meinem Bette sitzt, so saß ich einst an deinem Bettchen, als du das Scharlachfieber hattest, wo ich dich zu verlieren wähnte. Du wolltest auch nichts weiter als mich haben — und wenn du mich sahst, war alles gut.“

„Bitte, liebe Muhme, sprich nicht so viel, es regt dich auf.“

„D laß, Lotte, vielleicht ist es unser letztes Gespräch, — die Sorge um dich wacht an meinem Sterbette! — Aber auch ich habe, wie alle Menschen, oft gefehlt und in meiner langen Wittenschaft habe ich keinen andern Tröster gehabt als dieses.“

Sie legte die abgemagerte Hand auf das vor ihr auf der Bettdecke liegende Buch, die alte Hauspostille.

„Und immer hat es mich wieder stark gemacht,“ fuhr sie fort. „Darum lasse ich dir es als einzigen Schatz, den ich dir hinterlassen kann; versprich mir, daß du dich nie von ihm trennen willst, — Lotte, höre — hier in meine Hand versprich es mir. Sie

werden nicht ausbleiben, die Stunden der Trübsal, für dich, und deshalb hinterlasse ich dir diesen Schatz, wofür du das Andenken deiner alten Muhme segnen wirst.“

Lotte hatte ihren Kopf auf die Bettdecke gelegt, und krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper. Die Hand der Greisin berührte jetzt leicht ihren Scheitel, — es war ein heiliger Augenblick eingetreten.

„Weine nicht so, mein Kind, mache mir das Scheiden nicht schwer! Wenn man die Siebzig im Rücken hat, hat das Sterben nichts Schreckliches mehr, und nun, Lotte, lebe in Frieden mit deinem Manne, — wir alle haben unsere Fehler. Vielleicht ist die Stunde nicht mehr fern, wo auch er zur Einklehr in sich selbst kommt! Und nun, Lotte, dort im ersten Kasten der Kommode liegt mein Sterbefemd, die Haube oben auf; Sorge, daß ich es im Tode anbekomme. Die Möbel sind alle dein, und die Wäsche; aber das Bett soll die Meyern haben, versprich es mir. Sie hat es sauer im Leben mit den Kindern.“

Die Kranke holte tief Atem, das halbgebrogene Auge zur rauchgeschwärzten Holzdecke emporgerichtet.

„Lotte,“ sagte sie plötzlich mit schwächer gewordener Stimme, „dein Mann scheint nicht zu kommen, bringe ihm meinen letzten Segenswunsch, ich hoffe, daß Gott uns einst alle in seinem schönen Himmel wieder zusammenbringen wird! — Doch jetzt, laß mich noch ein wenig schlafen, es ist eine so sanfte Müdigkeit über mich gekommen.“

Mit einem gewissen Mut hatte Lotte ihr Weinen unterdrückt; die Kranke hatte die Augen geschlossen, und leiser und immer kühler umschlossen die Finger der Sterbenden ihre Hand. Ein seliger Frieden hatte sich über das Gesicht der Muhme gebreitet, und als die alte Schwarzwälder Uhr zum zwölften Schläge aushub, hatte das beste, treueste Herz auf dieser Welt für Lotte aufgehört zu schlagen — die gute Muhme war gestorben.

Am nächsten Morgen kam Lotte im Halbdunkel nach Hause, ihr Mann war erst eine Stunde vorher zu Bett gegangen, — die Versammlung im Wirtshause hatte ihn so lange vom Schlafengehen zurückgehalten.

„Nun, was macht die Muhme?“ fragte er die Heimkehrende. „War es wirklich so nötig, daß du die Alte hüten mußtest.“

„Ja,“ sagte sie erschrocken, „sie ist zur Ruhe gegangen und läßt dich noch einmal herzlich grüßen.“

„Na, sie war ja alt genug,“ bemerkte er gleichgültig. „Hoffentlich hat sie etwas Ansehnliches für uns hinterlassen, und das ist ja die Hauptsache.“

Lotte seufzte; die Herzlosigkeit ihres Mannes ließ sie nicht mehr zu Worte kommen. Wußte sie ja, daß die Muhme außer dem kleinen soliden Hausrat kein Vermögen besaß und ihr als Andenken die alte Postille verblieb.

Die alte Frau ruhte längst unter ihrem stillen Hügel; es war in der Weihnachtswoche, fünf Tage vor dem Feste, als Lotte glückliche Mutter wurde. Sie begrüßte den kleinen Weltbürger mit Thränen.



während der Vater das Kind kaum ansah und sich um beide wenig oder gar nicht kümmerte. Bleich und traurig saß Lotte am Weihnachtsabend in ihrer halbdunkeln Stube; ihr Geld war alle, sie selbst noch so schwach, das Kindchen schlief ruhig in seinem Bettchen. Franz war, wie gewöhnlich, auswärts.

Es klopfte, die Nachbarin brachte Lotten Kaffee und leichtes Gebäck. „So, liebe Frau Nothe, bleiben Sie ruhig sitzen; bei uns wird gleich der Baum angezündet; wenn die Bescherung vorüber ist, komme ich noch ein Stündchen zu Ihnen und bereite alles für die Nacht vor.“

Sie zündete die Lampe an und setzte sie auf den Tisch, legte neue Kohlen in den Ofen und schlüpfte dann freundlich zurück zur Thür hinaus. Draußen läuteten die Weihnachtsglocken — ach, wie anders hatten ihr dieselben vergangenes Jahr geklungen, wo noch die Ruhme ihr besichert hatte. Nur ein Jahr war verrauscht, aber es hatte aus dem Weltkinde ein ernstes, gereiftes Weib gemacht, und beim Er-tönen der feierlichen Klänge ward auch ihre Seele stille. — Friede auf Erden! —

Der Streit war zu Ende, die Streikenden hatten sich fügen müssen. Franz war arbeitslos geworden, seine Erbitterung kannte keine Grenzen, und Lotte hatte unsäglich darunter zu leiden. Das Schicksal klagte er an für seine Thaten.

Die alte, von der Ruhme geerbte Postille hatte Lotte vor ihm verstecken müssen, er drohte, dieselbe ins Feuer zu werfen; er meinte, die alte scheinheilige Beischwester habe gewiß die Ersparnisse ihrem Pfaffen gegeben für wer weiß was für Stiftungen. Sie hätte ja jederzeit so gute Lehren zu geben verstanden darüber. Lotte schwieg zu alledem, aber mit blutendem Herzen mußte sie heimlich ein Stück nach dem andern von dem guten, derben Leinzeug der Ruhme verpfänden.

Die naßkalte Witterung der letzten Tage war plötzlich einem harten Froste gewichen. Lotte hatte, wenn auch nur spärlichen, aber doch festen Verdienst durch das Schürzennähen gefunden. Eines Abends, es war in der zehnten Stunde, klingelte es draußen. Zaghaft fragte Lotte, wer Einlaß begehre.

„Bitte, machen Sie auf,“ rief die gute Nachbarin. Lotte öffnete und die liebe Frau folgte ihr ins Zimmer.

„Erschrecken Sie nicht, Ihrem Manne ist ein kleiner Unfall passiert, er ist . . .“

„Tot,“ sagte Lotte mit geisterbleichem Gesichte, indem sie sich fest anhielt.

„Nein, ein kleiner Unfall. Ihr Mann hat nur einen bösen Fall gethan . . .“

Soeben kam der Verunglückte, den Kopf stark verbunden, zur Thür hereingewankt.

„Franz, Franz — um Gottes willen, mein lieber Mann . . .“

„Laß mich, Lotte,“ sagte er matt, „bringe mich zu Bett, mein Kopf . . .“ und bewußtlos sank er zusammen.

Wie eine Diakonissin bettete die Nachbarin den Hilflosen mit Beistand ihres Mannes, während Lotte,

unfähig eines Wortes, in thränenlosem Schmerz an seinem Bette saß. Der herbeigerufene Arzt konstatierte, daß der Kranke nicht ganz nüchtern sei und sich ein Loch in den Kopf geschlagen habe.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte der Doktor, „die Wunde wollen wir bald heilen, — nur befürchte ich, daß es ein Nervenfieber zur Folge haben kann.“

Und es kam. Furchtbare Tage und Nächte wachte Lotte am Bette des todkranken Mannes. „Erhalte ihn mir, Gott!“ flehten ihre trockenen Lippen, während sie die Stirne des phantasierenden Patienten mit Eiskompressen bedeckte. Der Arzt betrachtete mit Mitleid das junge Weib und bewunderte dessen Ausdauer. Aber sie war nicht verlassen in ihrer Not, und endlich kam ein Tag, wo der Kranke, schwach und hilflos wie ein Kind, ihren Namen rief. Wie Lotte da am Bette niedersank und mit thränenüberströmtem Gesichte ihren Franz küßte! — Ach, das war das Zeichen einer kommenden schöneren Zeit. Sie wünschte ihn gesund zu sehen, und in dieser Hoffnung vergaß sie die Sorgen der Zukunft. Der Gott, der ihn ihr wiedergeschickt, wird auch Mittel und Wege finden, um das tägliche Brot zu geben. Und er gab es — aus fremder Hand. Stärkender Wein, Nahrungsmittel und Geld kamen ins Haus, ohne daß die Bedürftigen den von Gott gesandten Geber kennen lernten.

Die Krankheit war gebrochen. Franz erholte sich, aber die Trübsal hatte ihn belehrt, er war gegen die Seinen liebreich geworden.

Heute schien die Sonne so schön durchs Fenster, als ob es Frühling wäre; zwar draußen in der Natur war es noch Winter und der frischgefallene Schnee erinnerte nur zu lebhaft an den Wechsel alles Irdischen.

Franz lag auf dem alten Sofa der Ruhme, das an die Stelle des roten Plüschsogas getreten war.

„Ich möchte gern etwas lesen, liebe Lotte; hast du eine Zeitung da?“

„Ich nicht, aber die Nachbarkleute; ich will dir dieselbe borgen.“

„Ach nein, geh nicht fort, bleibe hier bei mir mit dem Jungen.“

„Ja, dann habe ich nichts, lieber Franz; — es sei denn, du wolltest in der Postille der Ruhme lesen,“ setzte sie schüchtern hinzu.

„Ich will darin lesen,“ sagte er fest; „gieb sie her!“

Wie eilte sie, ihm das liebe heilige Buch zu bringen, das sie einst vor ihm hatte verstecken müssen. Er las, las immer weiter. „Sonderbar,“ sagte er; „hier ist ein Druckfehler darin; ich las eben das Gebet in Kümmernissen, und hier geht ein ganz anderer Wortlaut an, — Seite 60 und hier 63. Gieb mir doch einmal mein Federmesser; hier sind zwei Blätter zusammengeliebt.“ — Ja, was ist denn das, Lotte?“

Sprachlos starrte Lotte auf das alte Buch und ein gefaltetes Papier, welches in demselben lag. Franz öffnete es; zwei Tausendmarkscheine fielen ihm daraus entgegen, und auf dem Blatte hatten die zitterigen Hände der alten Heinze folgende Zeilen geschrieben:

bei  
red  
bu  
me  
du  
erf  
gef  
me  
Lot  
Au  
kor  
die  
fre  
Lu  
Ro  
z  
schl  
ich  
auf  
wo  
beg  
sah  
leh  
wei  
kan  
mi  
bes  
ebe  
Ha  
zur  
re  
Fre  
n  
wu  
ei  
bra  
Erl  
kan  
kass  
auc  
bed  
abe  
Ch  
A  
Zei  
Frie  
Hä



„Meine liebe Lotte, wenn du dieses Geld findest, ist deine alte Ruhme nicht mehr am Leben. Ob ich recht handle, daß ich das Geld in das alte Gebetbuch klebe, weiß ich nicht; doch bleibt mir keine Zeit mehr, anders für dich zu sorgen. Ich wünsche, daß du dasselbe in der rechten Not erhältst; — denn erst dann betet der Mensch, wenn es ihm an Hilfe gebricht. Siehe, ich lege die Scheine, an denen ich mein ganzes Leben hindurch gespart habe, für dich, Lotte, auf das schöne Bibelwort: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Und so möge Gott geben, daß ich dich mit diesem Notpfennig erfreue. Deine Ruhme Luise Heinze.“

Tief ergriffen hielt Lotte sein schluchzendes Weib umschlungen. „Ja, Lotte, ich will meine Augen aufheben mit dir; wir wollen ein neues Leben beginnen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es nicht weiter so fort gehen kann und ich denke, mit Gott wird's am besten gehen.“

Das Glück war jetzt ebenso reichlich in das Haus eingezogen wie zuvor das selbst bereitete Mißgeschick. Franz erhielt sehr lohnende Arbeit und wurde von Stund an ein rechtchaffener, braver Mann. Das Erbe aus der Postille kam nach der Sparkasse und bald waren auch alle Schulden gedeckt. Der Erblasserin aber hat das junge Ehepaar ein schönes



„Ja, was ist denn das, Lotte?“

Marmorkreuz als Zeichen der Dankbarkeit auf das Grab gesetzt, und Frieden und Segen wohnten von nun an in ihrer Häuslichkeit.

**Ein ungeistlicher Rat, aber er hilft.**

1.

„Guten Tag, Herr Pfarrer.“  
 „Schön Dank, Biedermännin.“  
 „Ich hätt' eine Angelegenheit.“  
 „Was ist's?“  
 „Ich soll ihn heiraten.“  
 „Wer will's denn haben?“  
 „Der Bürgermeister leid't's nimmer anders.“

„Lang genug ist's her, daß Ihr mit- und voneinander lebt.“

„Mehr als fünfundzwanzig Jahr'!“

„Da könntet Ihr Eure grüne und silberne Hochzeit miteinander feiern; habt auch alle zwei schon weiße Haar' genug und weiße könntet Ihr auch sein.“

„Ach ja! Und wir müssen jetzt dran.“

„Wollt Ihr denn auch?“

„Er wollt' schon, aber ich . . . Ich krieg's dann böß; ich kann ihm dann nicht mehr davonlaufen, und nachher hab' ich's verloren. Taub hat er mich schon geschlagen, dann kratzt er mir auch noch die Augen aus und haut mich

frumm und lahm, wenn er einmal zuviel hat.“

„Dann müßt Ihr's eben lassen.“

„Ja aber . . . ich kann's doch auch nicht über's Herz bringen, wenn er seine Ordnung nicht hat und am Sonntag kein sauber Hemd.“

„Da heißt's eben entweder oder: entweder zusammengehen oder auseinander; ein drittes giebt's nicht.“

Der Bürgermeister leidet's nicht und die gute Sitte auch nicht. Was wollt Ihr denn?“

„Ich hätt' halt Ihren Rat gewollt, Herr Pfarrer.“

„Rat? Da ist guter Rat teuer. Den besten Rat müßt und könnt Ihr Euch selber geben: Ihr kennt ihn und Euch am besten, und wie 's Zusammenleben und 's Alleinleben thut, wißt Ihr ja auch. Also müßt Ihr selber

Euch raten.“

„Ja, ich weiß zum voraus, was ich thu', 's wird mich gereuen!“

„Also.“

„So muß ich halt in den sauern Apfel beißen.“

„Aus dem Paradies wird's Euch nicht treiben.“

„Nein, das nicht mehr. — Da sind meine Papiere.“

„Was, Ihr waret schon mit ihm verlobt und ausgerufen?“

„Ja, 's ist nichts draus geworden.“

„Schon vor dreißig Jahren!“

„Ist's schon so lang her? — So. Ja, seit dreißig Jahren sind wir nie einig geworden.“



„Nun, auch der Dreißigjährige Krieg hat schließlich einen Frieden gehabt. Also schließt einen Frieden im Münster.“

„Also rufen Sie uns in Gottes Namen aus. Ins drei Teufels Namen sind wir oft schon ausgerufen worden. Hoffentlich hilft's was.“

„Wollen's hoffen.“

„Adjes, Herr Pfarrer.“

„Adjes, Biedermännin.“

Es war zwar keine Biedermännin, nein, aber auch keine Bittermännin, wie's die Leute hier zu Land aussprechen.

Eine tüchtige Wäscherin, sauber im Anzug und im Haus ehrlich und aufrichtig und roh auch nicht. Das ist schon eine ganze Summe guter Eigenschaften, mit denen man bei mancher und manchem zufrieden wäre.

Der Pfarrer hatte sich oft gewundert, wie sie's mit dem kleinen ruppigen Kerl, dem Karl Rupp haben mochte. Aber die Liebe ist überhaupt ein Wunder, die wilde so gut wie die zahme. Nun, mochte sie jetzt auch ihre Wunder thun, wenn sie die zwei unauslösllich aneinander gefesselt hatte.

2.

Vierzehn Tage darauf war die Hochzeit. Die beiden alten Leute erschienen ehrbarlich im schwarzen Sonntagsanzug mit zwei Zeugen, eine Anzahl Neugieriger hielt der Kirchendiener draußen.

Die zwei Zeugen blieben in den Kirchenstühlen im Schiff des großen Münsters, die Brautleute standen im Chor vorm Altar, so daß der Pfarrer sozusagen mit ihnen allein war. Denn die Zeugen drunten konnten nur teilweise verstehen, was der Pfarrer sie hören lassen wollte; das waren die Gebete, die Trauformel und einige Mahnungen und Tröstungen für die beiden Brautleute und die Braut. Was er dem Bräutigam sagte, das geschah eigentlich unter vier Augen oder vielmehr unter vier Ohren, denn die taube Biedermännin verstand nichts davon. Aber es muß etwas sehr Ernstes und Bewegliches gewesen sein; denn der Rupp machte erst ein gar langes, dann ein gar feierliches und endlich ein sehr gerührtes Gesicht, wäh-

rend seine taube Ehehälfte erst stumpf, dann fast leichtsinnig munter aussah. Als endlich die entscheidende Frage kam, sagte der Bräutigam ein schluchzendes herzbrechendes „Ja!“ Die Braut schien die Frage nicht zu verstehen oder sich zu besinnen, so daß ihr Eheliebster ihr einen derben Rippenstoß mit dem linken Ellenbogen gab und sie ein leises „Ja“ stöhnte.

Am andern Tag kam die junge Ehefrau zum Pfarrer, brachte die Traugebühren und sagte ihm schönen Dank für die schöne Traured.

„Hat's Eindruck gemacht?“ fragte er.

„D, 's hat mich gelächert, wie ich gesehen habe, daß er Thränen vergossen hat, der Heuchler. Der und weinen!“

„Und hat's was geholfen?“

„Nun bis heut hat's noch nichts gegeben.“

„Also wollen wir weiter sehen.“

„Ja wir wollen sehen. Adjes, Herr Pfarrer.“

„Adjes, Frau Rupp.“

„Rupp? Bin ich nimmer die Biedermännin? Herr Pfarrer, ich bit' Sie, lassen Sie mir meinen ehrlichen Namen.“

„Ich hab' gemeint, es freut Euch, auch einmal Frau Rupp zu heißen. Also Biedermännin, auf Wiedersehen!“

3.

Das Wiedersehen erfolgte nach vierzehn Tagen. Aber es war ein gar trauriges.

Kam dem Pfarrer da auf der Straße eine Frau entgegen, den Kopf in Binden gewickelt nach allen

Richtungen. Mit Mühe erkennt der Pfarrer in der Verwundeten die neulich getraute Ehefrau.

„Grüß Gott, Biedermännin, Ihr seid's? Aber wie seht Ihr aus!“

„Ja, sehen Sie's jetzt: Ich hab's ja zum voraus gesagt. Jetzt hab' ich's.“ Es klang nicht wie Klage, sondern wie eine Art Befriedigung, daß sie recht gehabt habe mit ihren Prophezeiungen und mit ihrem Sträuben gegen die Ehe.

„So hat er Euch zugerichtet?“ fragte der Pfarrer verwundert, „trotz der Thränen am Altar?“

„Ich hab's ja gesagt, — er ist ein Heuchler,“ wiederholte sie, als ob sie erfreut wäre, daß sie recht gehabt habe.



„Grüß Gott, Biedermännin, Ihr seid's? Aber wie seht Ihr aus!“



Der Pfarrer wurde nachdenklich. Er schaute die große, stattliche, handfeste Frau an und verglich damit den kleinen Knirps, der sie so zugerichtet hatte.

„Biedermännin,“ sagte er, „habt Ihr Euch nicht gewehrt gegen ihn?“

„Ich — gewehrt — gegen ihn?“ sagte die Frau, als ob der Pfarrer sie gefragt, ob sie einer unsagbaren Missethat fähig wäre.

„Ja, Ihr — gewehrt — gegen ihn!“ betonte er scharf, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Nun, so will ich Euch den einen Rat geben, den ich Euch vor der Hochzeit hätte geben sollen: ein Rezept gegen Schläge, vielleicht hilft's! Wenn er wieder einmal kommt und Euch — leidet's nicht, wehrt Euch!“

Die Frau riß die Augen auf, als ob der Pfarrer ihr etwas Unerhörtes zugemutet hätte.

„Nicht leiden, wehren? Darf ich, soll ich?“

„Zawohl,“ nickte der Pfarrer.

„Das raten Sie mir, Herr Pfarrer?“

„Ja, ich, Euer Pfarrer, rat's Euch nicht nur, ich befehl' es Euch bei Eurer Ehepflicht. Euer Mann steht noch im Alten Bund, und da heißt es nicht: So dich jemand schlägt auf den rechten Backen, so halte ihm auch den linken dar! sondern: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Beule um Beule! Ihr heißt jetzt Kupp und nicht mehr Biedermännin, also benehmt Euch auch nach Eurem rechtmäßigen Namen. Adjes, Frau Kupp.“

Und fort war er, während sie noch kopfschüttelnd dem Geistlichen nachsah.

4.

Lange Zeit verging und der Pfarrer sah und hörte nichts von dem Ehepaar Kupp-Biedermann. Nur eines Tages, als er in einer Tauffeier durch die Straße fuhr, bemerkte er im raschen Vorüberfahren eine große Frau mit einem kleinen Mann gar einträchtig, ja zärtlich nach einem Sommergarten wandeln.

Nach Jahr und Tag aber, als der Pfarrer die Eheleute fast vergessen hatte, sah er das Ehepaar miteinander in der Kirche sitzen und nach dem Gottesdienste erschien die Frau Kupp in der Sakristei, legte ein Selbststück hin und sagte: „Ich wollt' es eigentlich in den Klingelbeutel werfen, aber da ich nicht recht mit dem Schreiben behaftet bin, so will ich's mündlich bringen: 's ist für ein armes Ehepaar, aus Dankbarkeit für unsere Ehe. Heut vor einem Jahr war unser Hochzeitstag.“

„Wo ist's gut ausgefallen?“ fragte der Pfarrer lächelnd.

„Sehr gut. O Ihr Rat war ein Wink vom Himmel. Wie er damals's nächste Mal mit einem Dampus heimgekommen ist und mich wieder hat — wollen, habe ich an Ihr Wort gedacht und gesagt: ‚Hör, Karl, wir sind jetzt Mann und Frau, 's geht nimmer so.‘ Er aber hat wieder das Ellenmaß runtergelangt und auf mich eindreschen wollen. Da hab' ich's ihm aus der Hand gerissen und ihm ein paar mal angemessen rechts und links. Er ist ganz verstaubt drüber dastanden, war auf einmal nüchtern und schrie, ich

wäre toll geworden. Ich sagte ihm aber: nein, ich hätt' mich nur auf meine Ehepflicht besonnen und ich thät's überhaupt nimmer leiden, daß er seine ehrbare Ehefrau schlägt und thät' mich wehren, und wenn er nochmal so käm', thät' ich's wieder. Dann ist er ganz degenmäßig geworden. Und das nächste Mal, als er wieder uneben kommen wollte, habe ich nur so zu thun brauchen, als lange ich nach dem Ellenmaß; da hat er klein beigegeben. Ja, weil es mit ihm nur nach einem Kausch so gefährlich geworden ist, hat er sich das abgewöhnt und ist ganz manierlich und ordentlich geworden. Da hab' ich nun meinen Dant sagen wollen: Vergelt's Gott, Herr Pfarrer, was Sie mir damals gesagt haben, das war ein wahres Wort Gottes!“

Alles muß drauf gehen.

Von J. Mähly.

An einem Sonnabend stecken im Wirtshaus zum goldenen Hirsch die Bauern die Köpfe zusammen und erzählten sich von einem ungewöhnlichen Ereignis: der Hopfen-Franz — so hieß er im Dorf, weil er einen einträglichem Handel mit selbstgebautein Hopfen betrieb — sollte eine große Erbschaft gemacht haben von drüben her, aus Amerika, und man sah es den Bauern an den Gesichtern an, daß jeder diese Erbschaft lieber selbst gemacht hätte, und daß sie's dem Franz weidlich mißgönnten, denn er war nicht beliebt im Dorf. Ohne seine Schuld. Er war eben aus anderem und besserem Holz geschnitzt als die meisten Dörfler. Er trieb seinen Handel nicht im alten hergebrachten Schlendrian, sondern rationell, und sah sich fleißig nach den neuen Erfindungen im Landbau um. Darum war auch sein Ackerland das schönste und ergiebigste weit und breit — und das genügte, um ihn bei einem großen Teil der Bauersame verhaßt zu machen. Und nun vollends die Erbschaft! Was sich die Bauern davon erzählten, verhielt sich in der That so. Er hatte vor Jahren in bösen Zeiten einen poltischen Flüchtling, der bei Nacht und Nebel an seine Thür geklopft hatte, aus purem Mitleid aufgenommen und in seiner Scheune wochenlang verborgen gehalten, dann aber ihm zur Flucht verholfen. Dem Flüchtigen war es gelungen, übers Meer zu entkommen, dort ein Haus zu gründen und sich nach und nach ein schönes Vermögen zu erwerben. Da er kinderlos starb, hatte er seinem Retter einen guten Teil seines Vermögens vermacht. Dieser wußte, daß ihm viele Dörfler seinen Wohlstand und ganz besonders die Erbschaft mißgönnten, obschon Franz dem Gemeindefackel manche Spende zufließen ließ und den Armen im Dorf seine milde Hand gern öffnete. Besonders ingrimmig haßte ihn der Anken-Frieder, der ein einträgliches Spezereigeschäft führte und daneben ein kleines Wochenblatt, den „Dorfboten“, druckte, ein ebenso wohlhabiger als geiziger Patron, der freiwillig nur das spendete, was ihn nichts kostete, nämlich böse Worte und gehässige Reden. Im Nehmen aber war er sehr weitherzig, und wo es gratis herging, war er mit Leib und Seele dabei. Seinen Haß hatte er be-



sonders darum auf den Hopfen-Franz geworfen, weil selbiger seinen Bedarf bei ärmeren Händlern einkaufte und seine eigene Ware nicht im „Dorfboten“ anzubieten und anzupreisen für gut fand, da er das nicht für nötig hielt.

An jenem Abend nun ließ er sein Maulwerk unbarmherzig über den Hopfen-Franz, den „protzigen Geldsack“ ergehen und prahlte eben: „Wir gönnen doch wenigstens uns und dem Hirschenwirt unsern Schoppen, aber der Hungerleider bleibt zu Haus und zählt —“ Er konnte den Satz nicht vollenden, denn soeben trat der Geschmähte in die Gaststube. Es mußte also eine andere Saite aufgezo-gen werden.

„Hoho!“ lachte er grinsend, „da kommt ja ein feltener Gast. Habt ja eine reiche Erbschaft gemacht, Hopfen-Franz, und wollt Euren guten Freunden gewiß einen „Eins-tand“ geben. Gratuliere bestens! Und was den Einstand be-trifft, so sind wir erst beim Schoppen Num-mer eins und ver-mögen noch ein paar Nummern zu beher-bergen. Was aber die feste Zubehör be-trifft, so hat der Hir-schenwirt heut eben ein Kalb und ein Schwein geschlachtet und Ihr braucht also nicht verlegen zu sein um eine bastante Gastie-rung —“

Damit dachte er den Hopfen-Franz zu ugen. Der aber sagte: „D, wenn's weiter nichts ist, so mag sich meinet-wegen jeder von Euch gütlich thun, wie er will und womit er will! Kalbsgekrös, saurer Braten, Blut- und Leber-wurst, Schweinsrippchen, Marktgräser oder Elsäßer — mir kann's doch wirklich einerlei sein.“ Hier-bei zieht er einen schweren Lederbeutel aus der Seitentafel, schlägt ihn auf den Tisch und: „Der ist mit harten Thalern gespickt,“ sagte er, „aber ich gelob's Euch: Heute muß alles drauß gehen!“

So was verstehen — oder glauben wenigstens zu verstehen — die Bauersleute, und: „Hurra! Sollst hoch leben, Hopfen-Franz!“ schallt's jetzt aus denselben Mäulern, die soeben noch über den „filzigen Rader“ ihren Geifer ausgespritzt hatten. Einstweilen schweigt der Franz, er kennt sie alle, sowohl die ihm übel- als die ihm wohlwollen, und sieht mit Vergnügen, wie die

letzteren sich schämen, bei dem Ding zu sein, und sich an einen apartigen Tisch setzen, und jetzt geht's an ein Bestellen von Gekochtem und Gebratenem, von Weißem und Rotem, ein Zusammenrücken, ein Hin- und Her-gehen von Wirt und Wirtin, daß der Franz kaum Gelegenheit findet, der letzteren ins Ohr zu raunen: „Schreibt genau von jedem an unserem Tisch auf, was er bestellt hat; hört Ihr? Ihr werdet mich später begreifen.“

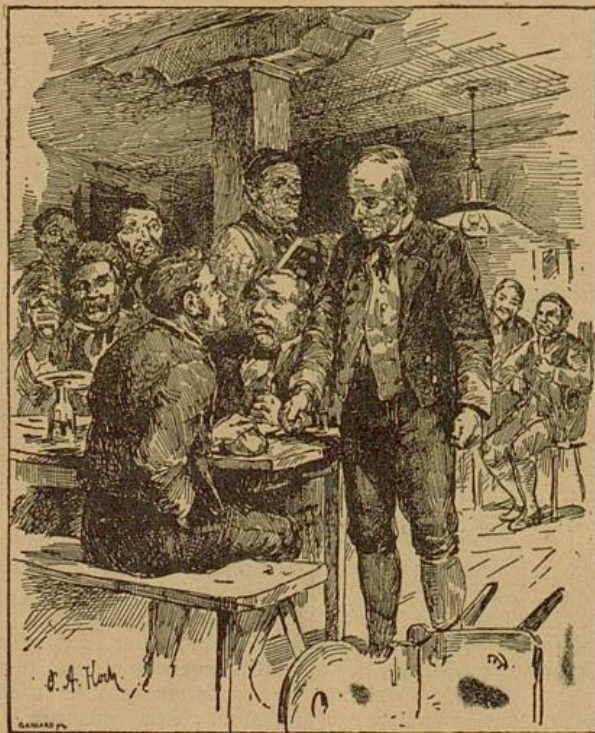
„Es muß alles drauß gehen,“ hatte er gesagt, „also drauß und dran!“ war seitens der Bauern der Schlach-ruf. Den gewaltigsten Appetit entwickelte der spin-del-dürre Antken-Frieder. Der Gedanke „gratis“ hatte seinen Magen weit gemacht und sein Gewissen nicht enger. Denn jetzt er-hob sich der Heuchler, um den „Spender dieser Gaben“ hoch-leben zu lassen.

Der Hopfen-Franz aber wehrte ab. „Ich weiß gar nicht, warum Ihr mich auf einmal in der Höhe haben wollt und was Ihr mit den Spenden meint! Ich habe doch nur gethan, was Ihr alle, auch gegessen und getrunken, und will jetzt bezahlen, wie Ihr alle auch! Hirschen-wirt, was beträgt die Schuldigkeit für meine Person? Was die an-kleinen Tische dort kon-sumiert haben, dürst Ihr miteinrechnen.“

Der Wirt nannte ihm die Summe: sie war klein, um so größer das Erstaunen seiner Tischgenossen.

Einige Sekunden saßen sie sprachlos, dann aber zischelte und raunte, schließlich rumorte es unter ihnen: „Für seine Person? hat er gesagt — und für den kleinen Tisch? Und uns hat er doch versprochen, alles müsse draußgehen. — — — Ein Mann, ein Wort, Hopfen-Franz!“

„Halt!“ rief jetzt dieser. „Ein Mann, ein Wort, gut, aber nur, wenn er etwas versprochen hat. Was hab' ich Euch versprochen? Gar nichts, als daß alles drauß gehen soll, und das ist, wie ich sehe, bereits ge-schehen, — alles ist drauß gegangen — nämlich Ihr auf den Leim — und mein Geld (so war's eigentlich von Anfang an gemeint) in den Kirchen- und Armen-säckel. Da, Hirschenwirt, Ihr seid ja der Gemeinde-vorsteher; zieht meine Schuld ab und nehmt den Rest



„Ein Mann, ein Wort, Hopfen-Franz!“

zu  
W  
bel  
ha  
me  
Ne  
bei  
na  
Ze  
hat  
der  
der  
hat  
sch  
es  
wa  
zw  
ton  
den  
das  
sen  
g  
un  
jetz  
mil  
nos  
dar  
ant  
Ap  
sich  
neh  
thu  
sen  
sah  
Mi  
P  
da  
Sel  
spö  
am  
Da  
die  
hatt  
jem  
den  
such  
leid  
füh  
wer  
Mä  
lehr  
etwa



zu dem besagten Zwecke." Hiermit überreichte er dem Wirt den Lederbeutel. — „Und nun werdet Ihr nicht behaupten wollen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe, Ihr aber, Anten-Frieder, könnt ja die Geschichte, wenn Ihr wollt, in Euer Blatt aufnehmen; meinen Namen aber laßt dann weg. — Und nun gut Nacht beisammen!" — Sprach's und ging.

Was ihm laut oder im stillen nachgewünscht und nachgesucht wurde, bis ein jeder am langen Tisch seine Zecher aus dem eigenen Ledersäcklein herausgeläubt hatte, das kann sich der geneigte Leser selber denken.

### Das merkwürdige Mittel.

„Da ist wieder einmal ein Unglück passiert," erzählte der Amtsrichter am Stammtisch; „ein Hypochonder, der schon lange mit Selbstmordgedanken umging, hatte sich Gift zu verschaffen gewußt und es zu Hause aufbewahrt. Er selbst ist zwar nicht dazu gekommen es anzuwenden, wohl aber kam dasselbe, es war Arsenik, durch einen unglücklichen Zufall unter die Speisen und jetzt liegt die ganze Familie, die davon genossen, schwer krank darnieder."

„So etwas ist unverantwortlich," fiel der Apotheker ein, „wenn sich einer das Leben nehmen will, mag er es thun, aber andere dürfen dadurch nicht gefährdet werden."

„Da sollte es eben ein Mittel geben," meinte Privatier Damm, „das nur für den

Selbstmörder und sonst für niemand tödlich wirkt."

„Bitte erfinden Sie doch ein solches," warf der Doktor spöttisch ein, „die Welt wäre Ihnen gewiß dankbar."

Wenn man eine Dummheit gesagt hat, geht man am besten möglichst rasch darüber hinweg, Herr Damm dachte aber nicht so, denn die spöttischen Blicke, die sich die Gesellschaft bei seiner Bemerkung zugeworfen hatte, ärgerten ihn und er wollte seinen Unmut an jemand auslassen. An den Doktor wagte er sich nicht, denn der war wegen seiner Grobheit bekannt, so versuchte er es mit dem Apotheker, den er ohnedies nicht leiden konnte. Er wandte sich daher an ihn: „Sie führen ja so gerne die Wissenschaft im Munde und werden wissen, daß es ein Mittel giebt, welches nur den Mäusen und sonst keinem Tier schadet; bei Ihrer Gelehrsamkeit kann es Ihnen doch nicht schwer fallen, so etwas auch für die Menschen zu erfinden."

„Und wer sagt Ihnen denn, daß es nicht schon dergleichen giebt?" fragte der Apotheker gelassen.

Der Privatier blickte ihn mißtrauisch an: Sollte sich der am Ende auch noch über ihn lustig machen? Barsch sagte er: „Das giebt es nicht, davon müßte man doch gehört haben."

„Sie werden noch von manchem nicht gehört haben, das deshalb doch existiert, gilt es eine Wette? Ich hole das Mittel, das nur dem Selbstmörder den Tod bringt, während man es sonst jedermann und selbst kleinen Kindern, die alles in den Mund nehmen, ungeschädigt in die Hand geben kann. Wer verliert, zahlt für die ganze Gesellschaft einen opulenten Frühshoppen mit Zubehör."

„Gut, es gilt," sagte der Rentier rasch, denn diese Wette mußte er ja gewinnen, aber jetzt kam ihm noch ein Bedenken: „Wie soll denn die Wirksamkeit des Mittels erwiesen werden?"

„Sie können es ja an sich probieren, wenn sie daran zweifeln," sagte der Apotheker unbefangenen, während die andern lachten.

„Sehr gütig," erwiderte Privatier gereizt, „wenn die Sache etwa darauf hinauslaufen sollte —"

„Nein," sagte der Apotheker, „wir wählen ein unparteiisches Komitee aus unserer Mitte und unterwerfen uns seinem Urtheilsspruch, sind Sie das zufrieden?"

Das Komitee war bald gewählt und alles harrte gespannt des Apothekers Rückkunft,

der sich, um das Mittel zu holen, entfernt hatte; man war in bester Laune, der Frühshoppen war ja gesichert, es handelte sich nur noch darum, wer von beiden ihn zahlte.

Da trat der Apotheker wieder ein und legte ein versiegeltes Päckchen auf den Tisch, darauf stand: „Wirksames Mittel für Selbstmörder, Vorsicht unnötig!"

Der Vorsitzende des Komitees öffnete dasselbe und heraus kam ein — Strick!

Unter großer Heiterkeit wurde der Privatier in die Kosten des Frühshoppens verurteilt. Er hatte wenigstens die Genugthuung, daß der „grobe Doktor" auch nichts gewußt hatte, und da dieser gerade nicht herseh, benutzte er die Gelegenheit und warf ihm einen verächtlichen Blick zu.



„Wirksames Mittel für Selbstmörder. Vorsicht unnötig."



Ein verhängnisvolles Telegramm.



aber lieber ist's mir: gar keine Geschäftsbriefe! Sie sind, auf der Hochzeitsreise, Wermutstropfen in den Freudenbecher." — So hatte der glückliche Bräutigam Hölzle seinem Associé Habermann zuletzt noch zugerufen, als er den Kontorstaub in J. abschüttelte, um sich mit seiner Braut in G., wo sie wohnte, trauen zu lassen und sie dann nach zweiwöchiger Hochzeitsreise als ehrbare Kaufmannsrau in sein Geschäft — Baumwolle, Kaffee und Kolonialwaren von Hölzle, Habermann u. Cie. — heimzuführen.

Kein Wölkchen trübte den Himmel seines Glücks. Braut, Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen — alles wohl auf und munter; die Cerimonie war ohne allen Zwischenfall vorübergegangen; schon saß man beim festlichen Hochzeitsmahl, er wonnedurchschauert, sie glücklich; schon hatte der Herr Hofmeister seinen für alle Fälle in der Rocktasche versteckten, schriftlich niedergelegten Gefühlen mündlich mit erhobenem Champagnerglas Luft gemacht und Herrn und Frau Hölzle auf den Schwingen der Begeisterung in den Himmel eines dreimaligen Lebehochs erhoben und eben hatte sich auch der Bräutigam mit gleichfalls gefülltem Champagnerglas in Positur gesetzt, um seine Ehrenschuld — ein solider Geschäftsmann bezahlt auch solche! — zu entrichten und für die ausgebrachten Wünsche in seinem eigenen, seiner Braut und der beiden Familien Namen zu danken — da — wer läutet so spät, so unerwartet, so schrill? — Eine Depesche! Die Stunde für die Gratulanten aus der Ferne ist schon längst vorüber, Freudiges kann nie also kaum enthalten! Allgemeine bange Stille! Der Bräutigam nimmt

etwas zitternd das Papier in Empfang, öffnet es — und entfärbt sich beim Lesen. Der Inhalt war auch darnach! Wenn Habermann sich sogar zum Telegramm vertieg, so mußte es sich um Sein oder Nichtsein handeln!

„Wir müssen fort,“ lispelte Hölzle seiner zu Tod erschrockenen Gesponsin zu, „und zwar noch heute mit dem Nachtzug. Da, lies!“ — Und die Gesponsin, kaum noch ihrer Sinne mächtig, las die zermalmenden lakonischen Donnerworte: Grauensvolle Krise;kehr zurück. Kasse aufgeschlagen. Was soll ich thun? Habermann.

Über die nun folgende Scene mit ihrem Durcheinander von Klagen, Teilnahmsbezeugungen, Ratschlägen, ihrem Chaos von Vermutungen über die Größe des Verlustes, die Verurtheilung des Verbrechers, den Inhalt der zerschlagenen (eher wohl aufgesprengten) Kasse wollen wir uns, weil sie kaum beschreiblich, hinwegsetzen und mit einem großen Schritt über die Nacht wegreiten, um mit dem lichten, lachenden Morgenschein und den nichts weniger als lachenden, nicht morgenunwilligen, sondern sorgenumkrallten Ehegatten das Kontor der Firma — der, wie es allen Anschein hat, jetzt ruinierten Firma — Hölzle, Habermann u. Cie. — zu betreten. Da pukt im Vorzimmer der Laufbursche die Scheiben und pfeift! Der hat gut pfeifen! Aber er merkt doch etwas, denn er pfeift die Melodie von „Du du lieber Augustin!“ Drinnen aber sitzt bereits, anscheinend ruhig (aber wahrscheinlich vom Schrecken starr und ermattet von der Nacharbeit!), Melchior Habermann über dem Hauptbuch, neben der Kasse — richtig, sie ist aufgeschlagen!

„Morgen, Habermann, — aber um des Himmels willen, wie stehn wir?“ ruft Hölzle, auf seinen Associé zustürzend.

Dieser macht eine halbe Wendung und: „Ei, der Tausend!“ sagte er und lächelt, aber es ist das grinsende Lächeln eines Verrückten (wie Hölzle sofort merkt). — „Du hast mich beinahe erschreckt,“ fährt er fort. „Also schon zurück? Und mit Frau Gemahlin? — Freut mich der Bekanntschaft. Erwartete dich erst in acht Tagen. Wirst meine Depesche erhalten haben; war übrigens nicht nötig, telegraphisch anzufragen; hat mich gleich gereut, denn die Sache pressierte eigentlich nicht und hätte in aller Gemütlichkeit per Brief abgemacht werden können; konnte es aber nicht erwarten, dir die freudige Überraschung zu bereiten: Habe bereits gestern auf eigene Faust einige, wie ich hoffe, vorteilhafte Einkäufe in Baumwolle effektuiert und in Kaffee losgeschlagen — —“

Hölzle stand sprachlos. „In aller Gemütlichkeit“ — „vorteilhafte Einkäufe“ — „es pressierte nicht“ — „freudige Überraschung“ — so viel Worte, so viele Rätsel, Worte, die zu dem Telegramm gerade so stimmten, wie „wenn Wasser mit Feuer sich mengt.“ Ist der Associé wirklich verrückt geworden? Vergleichen kann ja vorkommen — und jenes unheimliche, grinsende Lächeln — —

Statt aller Antwort trat Hölzle an die Kasse und prüfte sie mit Aug' und Hand.



„Man merkt keine Spur von Gewalt!“ meinte er. „Wie nur der Einbrecher damit fertig geworden sein mag?“

Jetzt war das Erstaunen auf Habermanns Seite. „Gewalt? — Einbrecher? — Ja was soll denn das? Wer sagt dir denn, daß mit der Kasse —“

„Um's Himmels willen! Bist du verrückt oder bist du? Du wirst doch wissen, was in deinem gestrigen Telegramm stand?! Eine grauenvolle Krise, eine zerschlagene Kasse, sofortige Rückkehr —“

Statt aller Antwort reißt Habermann das Fenster gegen den Hausflur auf und ruft den Laufburischen.

„Was hast du gestern Abend nach G. telegraphiert?“

„Was Sie mir aufgeschrieben haben; ich habe das Papier dem Telegraphisten zu kopieren gegeben, — hier hab' ich's noch!“ rief er und zog aus seiner Seitentasche das Original hervor.

Habermann warf einen Blick hinein: „Richtig!“ — und gab es seinem Associé.

„Da haben wir die Befehrerung!“ rief dieser freudig überrascht (der Ärger über das unterbrochene Hochzeitsfest kam erst später). —

„Lieber Habermann, ich habe dir doch noch beim Weggehen gesagt: Schreibe deutlich. Ich kann deine Schrift zur Not noch lesen, aber ein Telegraphist? Dem ist nicht zuzumuten, daß er deine Hieroglyphen entziffere. Weißt du, was er gelesen hat? Grauenvolle Krise, kehrt zurück; Kasse

aufgeschlagen u. s. w., und du schreibst doch, wie ich jetzt sehe: Baumwollenpreise sehr zurück, Kasse aufgeschlagen u. s. w. Das sind, wie du zugeben wirst, sehr verschiedene Dinge.“

„Die dummen Telegraphisten — —“

„Lassen wir die in Ruhe. Es ist wahr: Große Denker sind sie nicht immer. Erhielt ich doch vor einigen Tagen von meinem früheren Prinzipal in G. telegraphischen Glückwunsch mit dem Wortlaut:

„Alter Gote, tisch auf zum fröhlichen Hochzeitsgelage!“ und es sollte doch gewiß heißen: „Alles Gute! Frisch auf zum fröhlichen Hochzeitstage.“ Aber du, Habermann, mußt dich an der eigenen Nase zupfen! Im übrigen lasse ich

dir, was Baumwolle, Kaffee und andere Waren betrifft, für vierzehn Tage vollständig freie Hand; ich habe vorderhand eine kostbarere Droque zu pflegen — nicht wahr, Wilhelmine?“ — (hiebe! ein zärtlicher Blick nach hinten —) „und in einer Stunde wollen wir, müssen wir wieder auf dem Zuge sein.“

### Zwei Gedenktage.

Welche zwei berühmten Männer sind anno 97 geboren? Natürlich nicht 1897, denn wenn der Hintende auch den Sonnen-Auf- und -Untergang und die Finsternisse vorausagen kann, so kann er doch nicht den Kindlein von 1897 weisagen, ob sie große Männer werden oder nicht.

Das steht in Gottes Hand und ist selbst den Kalendermachern bis dato noch verborgen. Aber in früheren Jahrhunderten! z. B. 1797?

Kaiser Wilhelm natürlich. Weiter zurück! Aha, da wird's schon schwieriger. Nun, der Hintende will es dem geneigten Leser sagen, damit er's weiß: Unser Landsmann Philipp Melancthon aus Bretten in Kurpfalz ist gemeint. Ein Kaiser, ein großer Kaiser und eines Waffenschmieds Sohn! Hintender, denkt der Leser, ich bin nur begierig, wie Ihr es wieder anstellt, diese zwei Männer unter einen Hut zu bringen, gewissermaßen über den Leisten einer und derselben Einleitung zu schlagen. Aber der Hintende kann mehr,



„Wir müssen fort,“ lächelte Hölzle seiner zum Lob erschrockenen Gesponsin zu.

als ein geneigter Leser denkt. Jawohl gehören die beiden zusammen und sie werden sich im Himmel auch gegenseitig kennen und beglückwünschen. War nicht auch Melancthon ein König, ja ein Kaiser in seinem Reich? Hat er nicht unter dem aufstrebenden Gelehrtenge schlecht als ein Gewaltiger geherrscht? Hat er nicht, wonach sich seiner Zeit Deutschland seit lange sehnte, Weisheit und Bildung und neue christliche Frömmigkeit ins Land gebracht? Und noch eins: Hat nicht die Reformation, an welcher Melancthon mithalf als der erste neben Luther, das Entstehen und Emporkommen des preußischen Staates verursacht? Ist nicht aus diesem Preußen Großdeutschland entstanden,



macht- und ruhmreich, eine Erfüllung der Hoffnungen zahlloser Geschlechter vor uns? So ist Melanchthon unbewußt ein Vorarbeiter des rein deutschen Kaisertums, ein Zerstörer des alten machtlosen römischen Kaiserreichs geworden, das damals schon ein Spott der Leute war und doch nicht sterben konnte. Ja, sie gehören zusammen, der Sohn des Brettener Waffenschmieds und der Königssohn, und braucht sich keiner des andern zu schämen. Sie sollen sich im Kalender die Hand reichen.

Aber über

### Kaiser Wilhelm den Einzigen

wird wohl der Hinkende nichts zu sagen brauchen, hoffentlich. Das wird jeder Deutsche kennen, das Leben dieses unseres Mose, der uns aus der alten Schmach und Knechtschaft zur Ehre und Freiheit führte. Nein, es muß genügen, wenn der Hinkende aus vollem Herzen Gott dankt, daß er uns diesen seinen Helden gegeben hat.

Dagegen über

### Philipp Melanchthon

traut der Hinkende bereits nicht so weit. Da muß und darf schon etwas gesagt werden. Und da der Hinkende kein Gelehrter ist, so übergibt er jeko die Feder einem guten Freund, der das besser versteht, dieser soll weiterschreiben.



Philipp Melanchthon ist geboren am 16. Februar 1497. Eigentlich hieß er von Vaters wegen Schwarzerdt (d. h. Schwarzerz oder Schwarz). Sein Vater war ein berühmter kurpfälzischer Rüstmeister d. h. Waffenschmied und Geschützmeister, der bei vielen Fürsten in Diensten und hochangesehen war.

Er stammte aus Heidelberg, hatte sich aber mit der Tochter Barbara des Schuliheißer Neutter zu Bretten verheiratet und wohnte in dessen Haus am Markt, das 1689 beim Franzosenbrand zwar zerstört, aber auf den Grundmauern in gleicher Gestalt wieder aufgebaut wurde und so noch steht. Dort kam der Knabe am 16. Februar 1497 auf die Welt und wurde nach dem Gönner und Landesherrn seines Vaters Philipp getauft.

Der Knabe war sehr frühreif und außerordentlich beanlagt. Er erhielt mit sieben Jahren samt seinem jüngeren Bruder Georg einen Hofmeister Ungerer aus Pforzheim. Nach dem frühen Tode des Vaters (1507) zog die Großmutter mit den beiden Knaben in ihre Heimat Pforzheim, wo eine berühmte Gelehrtenschule war. Hier gab dem jungen Griechen der berühmte Gelehrte und Staatsmann Johann Reuchlin, der Bruder seiner Großmutter, den griechischen Ehrennamen Melanchthon, den er fortan trug.

Mit zwölfseinhalb Jahren konnte der gelehrte Knabe schon die Universität beziehen und war zwei Jahre in

Heidelberg, wo er den ersten akademischen Grad als Baccalaureus, etwa dem heutigen Doktorgrad ähnlich, erwarb. 1512 zog er nach Tübingen, wurde mit fünfzehn Jahren Magister (Professor), lehrte, gab Bücher heraus und schrieb die erste griechische Grammatik (Sprachlehre). Er war damals schon neben den älteren „Humanisten“ Erasmus und Reuchlin der bedeutendste Gelehrte und ist unter den jüngeren bei weitem der hervorragendste.

1518 erhielt Melanchthon einen ehrenvollen Ruf nach Wittenberg, während er Berufungen nach Ingolstadt und Leipzig ablehnte. So wurde er der Mitarbeiter Luthers, mit dem er in Freundschaft verbunden war, wie nur je zwei große Männer: wie die Dichter Goethe und Schiller. Und in ihrer Wirksamkeit ergänzten sie sich wie Moltke und Bismarck. Was Luther für die Kirche gewesen ist, das wurde Melanchthon für die Schule: ihr Reformator, und erwarb sich den Ehrennamen „Lehrmeister Deutschlands“ (Praeceptor Germaniae.) Seine Antrittsvorlesung in Wittenberg war die berühmte Rede über die Verbesserung des Jugendunterrichts. Das wurde das Programm seines Lebens. An der eigenen Hochschule mußte er die Jugend zu begeistern für die „besseren Wissenschaften“ und tausendweise strömten ihm Schüler aus allen Ländern zu. Andern Hochschulen wurde die Wittenbergische zum Vorbild und Muster. Aber auch das jüngere Geschlecht, das Knabenalter, mußte Melanchthon heranzuziehen für die höheren Studien. Er hat den „Stiftungsbrief für das deutsche Gymnasium“ verfaßt, die Einrichtung und den Lehrplan dieser Gelehrtenschulen begründet; und ebenso die niederen Lateinschulen, welche unsern heutigen Bürgerschulen entsprechen, hat er organisiert. Entweder persönlich, durch sein Erscheinen oder durch Gutachten und Schulordnungen hat er zahlreiche Schulen dieser beiden Arten eingerichtet. Für sie hat er Lehrbücher geschrieben, insbesondere lateinische und griechische Sprachlehren, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch waren. Und unermüdetlich gab er für die Studenten gute und billige Bücher heraus, damit sie nicht mehr, wie bisher, dieselben nachschreiben mußten. Dabei war er selbst ein Lehrer von Gottes Gnaden, freundlich, heiter, anregend; er wollte nicht nur die jungen Leute geschickt und gelehrt, sondern auch gut und fromm machen. Er nahm sich der Jugend an, wo er nur konnte, unterstützte arme Studenten und hat fast alle Vorlesungen umsonst gehalten.

Aber nicht nur als Lehrmeister Deutschlands, auch des katholischen, darf Melanchthon gelten, sondern auch als Reformator neben Luther, und nach dessen Tode ist er 14 Jahre das anerkannte Haupt und der maßgebende Führer der deutschen Protestanten gewesen.

Melanchthon hat Luther nicht nur in der Bibelübersetzung geholfen, er hat auch theologische Vorlesungen gehalten, namentlich zur Erklärung des Neuen Testaments. Er schrieb die beste evangelische Glaubenslehre („Evang. Grundgedanken“). Er war der Verfasser des Augsburger Glaubensbekenntnisses. Er hat nicht nur Schul- sondern auch Kirchen-



ordnungen gegeben, zahlreiche kirchliche Gutachten verfaßt, unzähligen Synoden und Religionsgesprächen angewohnt, so daß er einmal scherzend sagte: „Ach, ich leb' auf Synoden und muß auf Synoden noch sterben.“

Dabei war Melanchthon nach seiner milden, ruhig-verständigen Art der geborene Mittelsmann. Zwischen Protestanten und Katholiken und wieder zwischen Lutheranern und Zwinglianern hat er zur Verständigung, zur Ausgleichung der Gegensätze, zur Einigung geraten und geholfen. Der Kaiser und die Bischöfe, wie die evangelischen Fürsten und Gottesgelehrten haben ihn überall beigezogen, wo sie vermitteln wollten; er hat alle Schriften verfassen müssen, in denen man wenigstens im Wortlaut nach einer Übereinstimmung suchte. Von den Eifervern hüben und drüben ist Melanchthon angefeindet, verdächtigt und verletzert worden. Aber wo er nachgab, vielleicht mehr als nötig und möglich, da that er es nicht aus feiger Schwäche oder Selbstsucht, sondern aus Liebe zum Frieden, aus Sorge für das Wohl der Kirche und des Vaterlandes. Und nach der strengen Zeit der strammen lutherischen Orthodoxie ist in unserm Jahrhundert der Geist Melanchthons wieder aufgewacht und zur Geltung gekommen, der Geist der weitherzigen Milde, der wahrheitsuchenden Wissenschaft; das hat er in der Union bewährt und bewiesen in der deutschen evangelischen Gottesgelehrsamkeit, welche der Stolz des Protestantismus und die Bewunderung der gesamten Welt ist.

Melanchthons großer Geist wohnte in einem gar kleinen, fast knabenhaften Leibe. Doch war er von breiter Brust, und auf den starken Schultern saß ein bedeutender Kopf mit hochgewölbter Stirn, aus dem geistvollen Gesicht blickten ein Paar große blaue Augen. Die starke Stirnader zeigte, daß der milde, fast weiblich schüchterne Mann mit einer natürlichen Heftigkeit zu kämpfen hatte. Seine Kränklichkeit und hypochondrische Nervosität hatte er sich durch übermäßige Arbeit zugezogen: er schloß täglich nur fünf Stunden. Eine ungeheure Arbeitslast lag auf ihm, Amtsgeschäfte und andere. „Man strömte zu ihm wie zum Delphischen Orakel“, heißt es von Melanchthon. Fürsten, Städte, Kirchen, Schulen, Geistliche, Laien, alle wollten von ihm guten Rat. Und er gab ihn, freundlich und liebenswürdig. Seine Schriften, die noch erhalten sind, machen eine Bibliothek aus. Daneben hielt er doppelte Vorlesungen, war die Hälfte seines späteren Lebens auf Versammlungen und hielt noch ein Pensionat!

Melanchthon war seit 1520 verheiratet mit Katharina Krapp, der Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg. Er hatte einen Sohn, der hochbetagt und kinderlos als Universitätsnotar starb, und zwei Töchter, von denen eine zahlreiche Entelschar im großväterlichen Hause lebte. Melanchthon war ein großer Kinderfreund und hatte stets seine Kinder oder Enkel um sich, sogar beim Studieren; so traf ihn einst ein vornehmer Franzose, in der einen Hand ein Buch, in der andern das Wiegenband. Das ist echt deutsch.

Und ein echter deutscher Gelehrter war Melanchthon: ernst und doch fröhlich, gebildet und doch fromm, voll

hohen Verstandes und doch tiefen Gemüts, geachtet und bescheiden, voll Wissensburch und Wahrheitsliebe. So ist er noch heute den Gelehrten ein Vorbild echter Wissenschaftlichkeit und Gelehrtenfleißes. Der große Gelehrte starb am 19. April 1560.

Schon zu Lebzeiten empfing Melanchthon hohe Ehren, und in neuerer Zeit wurden ihm Standbilder errichtet in seinem Geburtsort Bretten und an der Stätte seiner Wirksamkeit, Wittenberg. Sein bleibendstes Denkmal aber ist die deutsche Gelehrtenschule und die deutsche Gottesgelehrsamkeit. So wird ihn an seinem 400jährigen Geburtstag die evangelische Kirche feiern als ihren wissenschaftlichen Reformator und die deutsche Schule als den Praeceptor Germaniae.

### Das Lehrer Reichswaisenhaus.



Mit Freude und Dank können wir den Rechenschaftsbericht über das Jahr 1895 den Lesern vorlegen, war doch daselbe eines der segensreichsten für das Haus seit seinem nunmehr zehnjährigen Bestehen, denn namhafte Beträge sind ihm durch Schenkungen und Vermächtnisse edel denkender Menschen zugeflossen.

Die Rechnung weist aber den Namen eines Mannes noch nicht auf, der als ein hervorragender Wohltäter unseres Liebeswerkes am 22. April 1895 in der nordamerikanischen Stadt Belleville gestorben ist. Der wackerere Mann heißt Louis Fuchs,

er vermachte den achten Teil seines hinterlassenen Vermögens dem Reichswaisenhause. Die weiteren sieben Achtel fallen seinen lebenden sieben Kindern zu. Der Verstorbene hat also das Haus wie seine eigenen zahlreichen Kinder testamentarisch bedacht.

Louis Fuchs, im Jahre 1828 in Emmendingen im Großherzogtum Baden geboren, wanderte im Jahre 1848 nach Amerika aus und ließ sich in Belleville, Illinois, nieder, wo er den kaufmännischen Beruf ergriff. Im Jahre 1873 trat er aus dem von ihm gegründeten Geschäft aus, um sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Taxidermie (Präparieren und Ausstopfen von Tierbälgen), worin er ein Meister war, ganz zu widmen. Er unternahm Reisen nach Florida, Kalifornien, Mexiko, W. Texas etc., um dort in Begleitung eines Jägers seltene Tiere zum Ausstopfen zu suchen. Die von ihm hinterlassene wertvolle Sammlung von zum Ausstopfen präparierten Bälgen hat